Prinz Eugen und seine Zeit.

Historischer Roman

von

L. Mühlbach.

Zweite Abtheilung:

Prinz Eugen der edle Ritter.

Dritter Band.

Berlin, 1864.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Prinz Eugen der edle Ritter.

Historischer Roman

von

L. Mühlbach.

Dritter Band.

Berlin, 1864.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Drittes Buch.

In Deutschland und Frankreich.

I.

Die Insel der Glückseligkeit.

Sie saßen zusammen in dem kleinen Garten-Pavillon von Schönbrunn. Sie hatten ihre Hände ineinander gelegt und schaueten sich an mit leuchtenden Augen und einem zärtlichen Lächeln. Eugen hatte der Geliebten die Scene erzählt, welche er so eben beim Kaiser erlebt, dann waren sie Beide verstummt, und hatten so, Hand in Hand dagesessen in jenem süßen Schweigen, das beredter ist als alle Worte, und dessen Gedankensprache nur die Liebenden verstehen. Die nach dem Park hinaus führenden Thüren des Pavillons waren geöffnet, und die warme erquickliche Maienluft trug ganze Wolken von Wohlgeruch und Blumenduft zu den Liebenden herein.

Im Park herrschte tiefe Stille. Es war um die Mittagszeit, die Arbeiter, welche sonst im Park be-

schäftigt sein mochten, hatten ihre Ruhestunden, die Vögel, welche sonst in den Gebüschen schmetterten und koseten, hatten sich tiefer in das Laub der Bäume und Bosquets zurückgezogen, denn die Sonne brannte gar heiß, und es herrschte in der ganzen Natur jene lautlose melancholische Schwüle, welche wie ein Liebessonett der Schöpfung auch das Herz des Menschen mit weichem Sehnen und innigem Denken erfüllt.

Dieses Liebessonett der Schöpfung, es hatte seinen Wiederklang gefunden in den Herzen der beiden Liebenden, welche noch immer schweigend, Hand in Hand einander anschaueten. Es war eine gar liebliche und anmuthige Gruppe, und für den Maler hätte sie das Motiv dargeboten zu einem schönen Gemälde, dem es sogar an geheimnißvoller Romantik nicht fehlte. Denn diese Gruppe forderte zugleich zum Nachdenken und Ueberlegen auf, sie hatte einen fremdartigen Hintergrund. Zwei Liebende waren es, das sah man an den feurigen Blicken, mit welchen sie einander anschaueten, an dem köstlichen Lächeln, das wie eine Libelle von ihren Lippen zu den seinen flatterte, aber das schöne junge Weib, welches da auf dem Tabouret saß, trug das Gewand einer Nonne, die wundervolle Gestalt war ganz eingehüllt in das schwarze

faltige Kleid, an dessen Seite ein Rosenkranz niederhing. Ein dichter, weißer Schleier, an einer kleinen schwarzen Kappe befestigt, fiel von ihrem Haupte über die ganze Gestalt nieder, und sie hatte ihn jetzt zurückgeschlagen, um ihr Angesicht frei zu haben und Ihn anschauen zu können, den jungen Mann, der ganz verloren in ihren Anblick, ganz Liebe und Entzücken, ihr gegenüber sich befand. Er war noch in dem reichen goldgestickten spanischen Hofkleid; auf seiner Brust ruhte an der breiten goldenen Kette der Orden des goldenen Vließes, sein schönes schwarzes Haar fiel in langen schweren Locken zu beiden Seiten seines schmalen bleichen Gesichtes nieder. Aber diese Bleiche seines Gesichtes zeugte nicht von Krankheit oder von Kummer, es war jene durchsichtige schöne Blässe, welche von innerer Leidenschaft herrührt, und die Wangen farblos erscheinen läßt, weil alles Blut und alles Feuer sich wie in einem unsichtbaren Vulkan im Herzen concentrirt hat. Nein, es war nicht der Kummer, welcher Eugen so bleich gemacht. Denn wie hätte er Kummer empfinden sollen, da *sie* an seiner Seite war, weshalb hätte er traurig sein können, da *sie* ihn noch immer nicht verlassen, *sie* die Geliebte seines Herzens, sie, die holde Pflegerin, welche

mit der Kraft ihrer Liebe ihn dem Tode abgetrotzt, ihn dem Leben, dem Glück wiedergegeben hatte! Ihr dankte er mehr als das Leben, dankte ihr, was er an Freude, Genuß und Liebe Jemals empfunden. Er wollte ihr dankbar sein, nicht aus dem Gefühl pflichtmäßiger Wiedervergeltung, sondern aus dem seligen Gefühl unaussprechlicher Liebe, wonniger Treue.

Das dachte er, als er sie anschauete, als er jetzt mit sanfter kosender Hand den Schleier, als wär's im neckischen Spiel, von ihren Schultern abhob, und ihn ganz nach hinten warf, daß er nun gleich jenen faltigen Vorhängen, welche die schönsten Raphaelischen Madonnen haben, den Hintergrund für ihr schönes jugendfrisches Haupt bildete.

Wie habe ich sie geliebt, meine Schwester Angelika, sagte er mit jener leisen Flüsterstimme, welche nur die Liebenden kennen und verstehen, wie oft mitten in meinen Fieberphantasieen ist mir der weiße Schleier meiner holden Nonne wie das Segel eines rosenbekränzten Schiffes erschienen, auf welchem ich hinüber schwebte in das unbekannte Land, zur Insel der Glückseligkeit, von welcher ich träumte in meinen Phantasieen, und auf welcher meine Laura mir ihre Arme entgegenstreckte und mich grüßte mit seligem Lächeln.

Und dann kam jener herrliche entzückende Moment, wo unter dem Schleier der Nonne mir das geliebte Antlitz meiner Laura entgegenleuchtete, wo ich Dich wieder fand, Dich, meines Herzens einziges Glück, meiner Seele einzige Wonne! O, Laura, mein ganzes Leben wird nicht hinreichen, um Dir zu danken, um Dir zu vergelten.

Zu vergelten? fragte sie mit einem himmlischen Lächeln. Ich liebe Dich, das ist meine Vergeltung. Ich liebe Dich, und bin bei Dir.

Und wirst mich niemals wieder verlassen, Laura? O sag's, Du ewig, Du einzig Geliebte, wirst mich niemals wieder verlassen?

Sie hob ihre kleine weiße Hand empor und legte sie auf sein Haupt, und schauete ihm tief in die glühenden Augen.

Du fragst und weißt doch die Antwort, sagte sie schmeichelnd.

Nein, rief er glühend, nein, und das ist es, was mich ängstigt, was mich zuweilen mit unaussprechlichen Qualen martert. O Laura, ich fürchte, so oft ich von Dir fern bin, daß ich Dich nicht wiederfinden werde, daß die Nonne Angelika sich wieder in ihren Schleier gehüllt hat, und wie eine Lufterscheinung

wieder emporgeschwebt ist zum Himmel, von dem sie gekommen. Eine unaussprechliche Bangigkeit erfüllt meine ganze Seele, so oft ich bei Dir bin, und läßt mir keine Ruhe, ich zittere, bis ich Dich wiedersehe, wieder Deine Hand in der meinen fühle.

Sie lachte hell auf, und ihm klang dies Lachen wie Nachtigallenschlag. Ist das der Held von Belgrad, der vom Zittern spricht? fragte sie.

Ja, er zittert, ja er ist feig und muthlos, wenn er daran denkt, daß er Dich verlieren könnte, rief er leidenschaftlich. Ich bin kein Held mehr und kein Krieger, ich habe es satt mit dem Schwerte zu kämpfen, und dieses wüste Soldatenleben widert mich an. Meine Laura, bei Dir nur ist mein Glück und meine Freude und das selige Behagen des Lebens. Die Welt aber verabscheue ich, und ich mag nichts mehr zu thun haben mit ihren sogenannten Freuden und Ehren, ich habe genug gesehen und erfahren von den Menschen, um ihre Gesellschaft zu meiden und mich unbehaglich zu fühlen in dem Verkehr mit ihnen. Wenn Du mich liebst, meine Laura, wirst Du auch so empfinden, wenn Du mich liebst, wird die ganze Welt Dir gleichgültig sein, wirst Du nichts begehren, als nur bei mir zu sein.

Ich begehre nichts weiter, rief sie, ihre beiden Arme um seinen Nacken schlingend und ihre Stirn an die seine lehnend. Ich begehre nichts weiter, als bei Dir zu sein. Ueber Abgründe und Dächer bin ich dahin gegangen, um zu Dir zu kommen, die Liebe hat mir Flügel gegeben, um aus dem Gefängniß mich aufzuschwingen zu Dir.

Die Liebe hat Dir Flügel gegeben, Laura, ich fürchte diese Flügel, denn da Du ein Engel bist, werden Deine Flügel bleiben, selbst wenn die Liebe vergangen ist, und Du wirst mir entschweben. Nein, nein, das nur zu denken packt mein Gehirn wie mit eisernen Krallen des Wahnsinns, und ich habe ein physisches Schmerzgefühl, als ob meine Wunden, die ich in den Schlachten erhalten, Alle auf einmal wieder aufbrächen, und auf's Neue zu bluten begönnen. Laura, beweise mir, daß Du mich liebst, indem Du mir folgst in die Einsamkeit. Sieh, meine holde Geliebte, von Deinem Arm umschlungen, hat mir die Welt nichts mehr zu bieten, hat der Ruhm für mich keine Lockung, der Ehrgeiz keinen Reiz mehr für mich. Ich will nichts mehr als Dich. In Dir, mit Dir zu leben, das ist meines Herzens einziges Wünschen und Hoffen, nichts weiter mehr begehre ich von der

Welt. Was kann sie uns Beiden auch bieten, Uns, die wir den Himmel in uns selber tragen, Uns, die wir das Glück Jeder in des Anderen Augen schauen! Ich bin es satt und überdrüssig zu dienen, einen Herrn über mir zu haben, dem ich Gehorsam schulde. Dir nur, meiner Herrin, will ich dienen, Dir nur will ich gehorsam sein, und Deinen Willen thun in der Freudigkeit der Liebe. Will nicht mehr der Sclave sein eines Fürsten, will meine Freiheit wieder haben, meine goldene Freiheit, um Dein Sclave zu sein, meine schöne Kaiserin und Herrin. Ich habe mich daher losgesagt von dem Kaiser, habe meine Entlassung begehrt aus seinem Dienst.

Und er hat sie Dir gegeben, Eugen? fragte sie, ihre großen Augen so fest, so durchbohrend auf ihn gerichtet, daß er ihr nicht auszuweichen vermochte.

Er wird sie mir morgen geben, Laura. Ich werde morgen zum letzten Mal in die Burg gehen als der Feldmarschall des Kaisers, aber ich werde zurückkehren als der kleine Prinz Eugen von Savoyen, der nichts will, als Dir dienen, als Dir vergelten, was Du um mich gelitten, was Du für mich gethan!

Das heißt, sagte sie, immer noch die großen, flammenden Augen fest auf sein Gesicht gerichtet, das

heißt, der Kaiser hat Dir heute Deine Entlassung nicht geben wollen, er hat gefordert, daß Du überlegtest, und nachdächtest bis morgen?

Vielleicht war das seine Absicht, erwiderte er lächelnd. Vergeblich ist es natürlich, denn mein Entschluß ist unerschütterlich. Ich ziehe mich zurück auf die Güter, welche mir der Kaiser in Ungarn geschenkt hat nach der Schlacht von Mohacz im verflossenen Jahre. Dort in der schönen reichen Natur, dort will ich leben, mit Dir leben, wie auf einer Insel der Glückseligkeit, die hoch sich emporhebt aus dem Meer des Weltgetriebes, so hoch, daß dessen schäumende Wogen nicht zu ihr emporreichen können. Laura, willst mir folgen, auf meine Insel der Glückseligkeit? Willst mein dort sein für ewig und immerdar? Willst mit mir aus der Welt Dich flüchten in die holde Zweisamkeit des schönsten Liebeslebens, das keine Späheraugen mehr zu fürchten hat, und unter keinen Nonnenschleiern sich verbergen braucht? Willst mir das Opfer bringen, Laura, willst mir folgen in die Einsamkeit, auf meine Insel der Glückseligkeit? O liebes Herz, zaudere nicht, sage mir, daß Du es willst.

Sie schwieg noch immer, und sah ihn an mit

verklärten Blicken, mit strahlendem Angesicht, eine tiefe Purpurgluth stieg wie das Morgenroth eines neuen Tages in ihre Wangen, und ihre Augen wurden feucht von Thränen. Ihre beiden Hände hob sie empor, und legte sie wie segnend auf des Geliebten Haupt, dann neigte sie sich nieder auf seine Hand und drückte einen Kuß auf dieselbe.

Laura, was thust Du? fragte er fast ängstlich.

Ich küsse die Hand des Helden von Belgrad, rief sie, die Hand, die muthvoll sich selber Wunden schlägt, und Myrthen pflücken will, als wären's Lorbeern im blutigen Todeskampf.

Was sprichst Du, Laura, was bedeuten diese Worte?

Frage Dein Herz darnach, Geliebter, und es wird mich wohl verstehen.

Aber Du antwortest nicht auf meine Frage. Laura, gieb mir die Hand, sag': ich folge Dir! Laß uns heute abreisen, und fliehen in die Einsamkeit!

Fliehen? Du willst fliehen? fragte sie mit einem zärtlichen Lächeln.

Du antwortest nicht, Laura? Antworte mir, ich beschwöre Dich!

Der Kaiser hat Dir einen ganzen Tag lang Zeit

zur Ueberlegung gegeben. Ich bitte Dich nur um Eine Stunde Zeit zum Ueberlegen.

Wie, Du zauderst, Du überlegst?

Nur Eine Stunde Zeit, und die, mein Herzgeliebter, die möchte ich in der Einsamkeit, mit Gott und mir allein verbringen. Willst Du mich hier erwarten, Eugen?

Ja, ich will Dich hier erwarten!

Eine einzige Stunde nur, dann bin ich wieder hier. Vielleicht schon früher. Willst mich erwarten und nicht grollend an mich denken?

Will an Dich denken in Hoffnung und in Liebe!

Sie stand auf und nickte ihm zu mit leuchtenden Augen und sanftem Lächeln. Lebe wohl, mein Eugen, und Gottes Geist möge walten über Dir und mir!

Und ihren Nonnenschleier über ihr Antlitz ziehend, und sich ganz und gar in denselben einhüllend, verließ Laura den Pavillon, und eilte leichten und elastischen Schrittes die Allee hinauf, welche in das Schloß führte.

Eugen schaute ihr nach mit Blicken voller Liebe und Bewunderung. Sie ist es werth, das Höchste für sie hinzugeben, sagte er leise, und wenn sie Mein bleibt, werde ich nichts beklagen, nichts vermissen!

Aber wie langsam, wie tödtlich langsam die Zeit jetzt dahin kroch! Die Minuten dehnten sich zu Stunden, und immer banger, immer angstvoller folgte Eugen, mit der Uhr in der Hand, dem schleichenden Zeiger. Anfangs hatte Eugen immer wieder hingeblickt nach der Allee, durch welche Laura zu ihm zurückkehren mußte, aber jetzt vermochte er's nicht mehr zu ertragen. Er wandte sich ab von der Thür und schwur sich selber, daß er nichts mehr sehen, daß er geduldig, ohne sich umzuwenden, warten wolle, bis Laura's Stimme ihn riefe. Aber sein Herz klopfte so angstvoll, wie es niemals vor einer Schlacht geklopft, und ein leises Zittern ging durch seine Gestalt, die im mörderischen Kugelregen nie gezittert hatte.

Und jetzt war es ihm, als höre er Schritte, welche sich näherten. Sie konnte es sein, denn die Stunde war fast vergangen, der Zeiger der Uhr sagte es ihm. Aber er wiederholte sich seinen Schwur, er wollte sich nicht umwenden, er wollte warten, bis er ihre Stimme vernähme.

Sein Herz klopfte so heftig, daß er es auf seinen Lippen fühlte. Jetzt hörte er Schritte ganz nahe vor der Thür, jetzt im Pavillon, und jetzt eine Stimme,

eine geliebte Stimme, und diese Stimme sagte: „Die Marquise Laura von Bonaletta.“

Eugen wandte sich um, und siehe, da stand sie, seine Laura, im reichen Festgewand, nicht mehr die Schwester Angelika in ihren dichten, verhüllenden Schleiern, nein, die Marquise Bonaletta, im Hofkleid und im Festesschmuck, mit unverhülltem Angesicht, strahlend in Schönheit, in Jugend und in Wonne!

Eugen stieß einen Schrei des Entzückens aus; mit diesem einzigen Blick in ihr leuchtendes Angesicht verstand und begriff er Alles, und vor ihr auf seine Kniee niederstürzend, faßte er ihr Gewand und drückte es an seine Lippen.

Sie neigte sich zu ihm nieder, und reichte ihm ihre beiden Hände dar. Erhebe Dich, mein Geliebter, sagte sie, und laß uns Aug' in Auge schauen.

Er sprang empor, und legte seine beiden Arme auf ihre Schultern, und blickte sie an glückstrahlend, wonnevoll.

Die Marquise Laura von Bonaletta, flüsterte er mit sanftem Schmeichelton, sie ist wieder da. Ich habe sie wieder!

Du hast sie wieder, um sie nie mehr zu verlieren, sagte sie freudig. O mein Eugen, ich habe Dich

verstanden, habe begriffen, welch ein großes, heldenmüthiges Opfer Du mir bringen wolltest. Die Bahn des Sieges wolltest Du verlassen um meinetwillen, Deinem Ehrgeiz, Deinem Ruhm wolltest Du entsagen, nicht weil Du der Welt, des Ruhmes überdrüssig, sondern, weil Du die Geliebte Deines Herzens wahren wolltest vor jedem Makel. In die Einsamkeit wolltest Du mit ihr flüchten, entsagen Deiner ruhmvollen Laufbahn, damit die Welt nicht auf uns schaue, damit sie nicht schmähend mit den verleumderischen Zungen mich angreifen solle. Ich danke Dir, Eugen, aus der Tiefe meiner Seele danke ich Dir, Du wolltest mich bewahren vor der Schande. Der Frau, die nicht vor aller Welt Dein sein, nicht Deinen Namen tragen kann, weil man sie Dir durch schmachvollen Betrug entrissen, der Frau wolltest Du das größte Opfer bringen, wolltest Deine ganze Zukunft hingeben für die Liebe. Ich aber, Du Einzig Einer, ich nehme dieses Opfer nicht an. Dein bin ich durch heiligen Priesterspruch, denn Du warst es, dem ich damals vor dem Altare mich vermählte, Dir und nur Dir leistete ich den Schwur der Treue. Und ich will sie halten, so lange ich lebe, mein Eugen. Du kannst mir vor der Welt Deinen Namen nicht

geben, so lange der Mann lebt, der mich schmachvoll betrogen hat, Dein aber bin und bleibe ich dennoch, und nichts soll mich mehr von Dir trennen, nichts, auch die Schande nicht! Mag die Welt mich schmähen, mag sie's höhnend und spottend sagen, daß ich nicht Deine Gemahlin, sondern nur Deine Geliebte bin. Mir soll's der höchste Ehrentitel sein, daß sie mich Deine Geliebte nennen, denn meine Liebe trotzet der Verachtung, und in meiner Schande sehe ich nur meine Ehre! Da bin ich, Prinz Eugen von Savoyen. Da ist die Marquise von Strozzi, sie wird sich von heute an furchtlos an Deiner Seite zeigen. Du bist genesen, und auch meine Liebe ist es! Nein, keine Schleier, keine Verhüllungen mehr. Nicht die Schwester Angelika, die Geliebte Laura steht an Deiner Seite. Sie tritt mit Dir hinaus in die Welt und trotzet freudig allen Menschen. Nimm Dein Schwert, mein Liebling. Sei wieder der Soldat, der Held! Denn sieh, auch ich bin eine Heldin und fürchte nichts, nicht Schande, nicht Verleumdung und nicht Tod! Willst mich, Eugen, willst Deine Laura haben, und mit ihr im Arm hinaus ziehen in den Krieg?

O Gott, sie fragt mich, ob ich will, rief Eugen

mit einem Ausdruck des Entzückens, daß Laura aufjubelte in Wonne.

Und er schlang seine Arme um sie und drückte sie fest an sein Herz! Und Gott und die Liebe war bei ihnen und segnete den heiligen Herzensbund!

II.

Die Franzosen in Speier.

Zu Speier, der alten deutschen Reichsstadt lagerte er jetzt, der General Melac mit seinen Mordbrennerhorden, zu Speier feierte er seine Orgien, verpraßte er den Raub, welchen er und seine Soldaten den unglücklichen Einwohnern der alten Kaiserstadt abgewonnen. Unerhörte Grausamkeiten hatten, seit er im März von Eßlingen abgezogen, jeden Marsch bezeichnet, den er mit seiner Armee gemacht. Kaum zwei Monate waren seitdem vergangen, und doch waren von den französischen Brandstiftern seitdem mehr als hundert Ortschaften in Trümmer und Asche gelegt, die Felder und Aecker verwüstet, die Menschen halbnackt hinaus gejagt in das Elend.

Und doch schien Melac's Blutgier noch immer nicht befriedigt, doch war er mit raffinirter Bosheit

immer noch darauf bedacht, neue Quälereien und Martern zu ersinnen, mit neuen Listen und Ränken die ausgeraubten Bewohner der Städte und Dörfer so zu umgarnen und zu ängstigen, daß sie das letzte Habe, welches sie vielleicht versteckt, welches sie retten sollte vom Untergang, ihm darbrachten.

Zu Speier lagerte er seit acht Tagen, und auf dem Schlosse der deutschen Kaiser wohnte jetzt der französische General, dem Tausende verarmter, verzweifelnder, gemordeter Deutschen mit ihrem letzten Todesseufzer geflucht und über ihn die Rache des Himmels heraufbeschworen hatten.

Ihn kümmerte das nicht, er lachte dazu! Ihn dünkte das Wehegeschrei der Gemarterten eine gar lustige Musik, ihn ergötzte es, wenn er sie dahin rennen sah in eiliger Flucht, und den Fliehenden sandte er selber gern seine Kugeln nach, um an ihnen die Geschicklichkeit seiner Hand und die Schärfe seines Zielens zu beweisen.

Er hatte eben mit seinen Generälen und Officieren einen Kriegsrath gehalten, und mit lachendem Mund und heiterer Stirne hatte er ihnen seine Blutbefehle für den heutigen Tag gegeben.

Die Herren hatten ihn schweigend angehört, und

schweigend, mit niedergeschlagenen Augen standen sie auch jetzt noch da, als er geendet hatte.

Melac's kleine funkelnden Augen überflogen mit einem raschen Blitz die düstern Gesichter, und ein spottendes Lächeln umspielte seine dicken, aufgeworfenen Lippen.

Man sollte meinen, die Herren wären nicht zufrieden mit meinen Befehlen? fragte er. Sprechen Sie doch, Messieurs, sollten meine Ordres unglücklicherweise nicht Ihren Beifall finden?

Aber die Herren blieben stumm und standen da mit finstern Stirnen und niedergeschlagenen Augen.

General Feuquière, rief Melac, Sie pflegten sonst nicht wortkarg zu sein, und Sie lieben es, Ihre Meinung unverschleiert zu sagen. Nun, ich fordere Sie also auf, mir Ihre Meinung zu sagen. Sind Sie nicht zufrieden mit den Befehlen, die ich Ihnen gegeben?

Nein, Excellenz, ich bin nicht damit zufrieden, erwiderte General Feuquière barsch.

Gut, das ist doch mindestens eine Antwort, sagte Melac lächelnd. Und warum sind Sie nicht zufrieden?

Weil es mir vorkommt, Excellenz, als wären wir nicht mehr die Soldaten Sr. Majestät des Aller-

christlichsten Königs Ludwig von Frankreich, sondern die Mordbrenner des Königs der Hölle.

Nun wahrhaftig, Sie schmeicheln uns nicht, rief Melac. Ich wäre doch neugierig zu wissen, was die übrigen Herren zu dieser Ihrer Ansicht von uns denken. Sagen Sie, Messieurs, was meinen Sie zu den Worten Feuquière's?

Wir sind der Meinung, daß er Recht hat, riefen die Generäle und Stabsofficiere wie aus Einem Munde.

Wir sind seit Monaten Mordbrenner und keine Soldaten gewesen, schrie Feuquière, und wahrhaftig, ich schäme mich zuweilen, wenn ich zurückdenke an Alles, was wir gethan. Es sind keine Siegesthaten, deren wir uns zu rühmen haben, wenn wir heimkehren nach Frankreich.

Nein, keine Siegesthaten rief Montclas, sondern Blutarbeit haben wir geübt, so lange wir in Deutschland sind. Ich sehne mich von ganzer Seele nach einem Feind, der in geordneten Reihen, mit dem Schwert in der Hand uns gegenüber steht, ich sehne mich nach dem Gebrüll der Kanonen, deren Donner aus meinem Ohr das Klagegeschrei, das Todesächzen der armen Bewohner von Mannheim verscheuchen soll.

O freilich, Sie sind ein empfindsamer Mann, lachte Melac. Man sagt, Sie wären in Thränen ausgebrochen, als man Ihnen meinen Befehl überbrachte die Stadt Mannheim in Schutt und Asche zu legen.

Ja, erwiderte General Montclas heftig, ja, ich habe geweint, Excellenz, als ich Ihren Befehl erhielt, geweint vor Scham, vor Zorn und Schmerz. Es erbarmte mein Herz, daß ich diesen guten, sanften und treuherzigen Mannheimern ihre Stadt, welche sie so sehr liebten, dennoch vernichten sollte, obwohl sie Alles gethan, um sich und ihre Stadt vor diesem Unheil zu bewahren. Mein Gott, drei Monate hatten diese guten Leute uns in ihren Häusern bewirthet, hatten uns behandelt als wären wir willkommene Gäste, hatten uns gelächelt, obwohl sie uns verabscheuen mußten, hatten sich bemüht in jedem Ding uns zu Gefallen zu leben, unsere Wünsche zu errathen. Und nun zum Dank für all ihre Güte und Gefälligkeit ward mir der Befehl, Mannheim in Brand zu stecken, und den Soldaten drei Tage zum Rauben und Plündern zu gestatten. Ja, Excellenz, ich habe darüber geweint, aber, Sie wissen es wohl, ich habe gehorcht. Möge der allmächtige Gott nicht dereinst

mit dem Menschen in's Gericht gehen über das, was der Soldat gethan!

Sie können sich vor Gott damit rechtfertigen, Montclas, daß der commandirende General es Ihnen befohlen hat, rief Melac lachend. Und wenn alsdann Gott mich vor seinen Thron fordern läßt, um mich verantwortlich zu machen für das vergossene Blut, so werde ich wiederum mich damit rechtfertigen, daß ich meine Verhaltungsregeln vou meinem Vorgesetzten, dem Herrn Kriegsminister v. Louvois, erhalten habe. Sehet hier, meine Herren, hier ist das letzte Schreiben des Herrn Kriegsministers v. Louvois. Ich erhielt es gestern durch einen eigens deshalb von Paris abgesandten Courier. General Montclas, ich ersuche Sie, den Herren das Schreiben des Kriegsministers vorzulesen.

Er reichte Montclas das Papier dar, welches er von seinem Schreibtisch nahm, und dieser begann mit lauter Stimme zu lesen: „Seit vierzehn Tagen habe ich keinen einzigen Courier von Ew. Excellenz erhalten, und Se. Majestät fragen mich jeden Tag vergeblich, ob ich ihm keine neuen Eroberungen von Seiner Armee in Deutschland zu melden habe. Was machen Sie denn, Excellenz, und warum geben Sie

mir keine Gelegenheit den König zu zerstreuen, indem ich ihm von den Siegesthaten seiner Armee erzähle? Haben Sie vergessen, daß ich Ihnen und den übrigen Generälen, die unter Ihrem Commando stehen, den Auftrag und Befehl ertheilte, zwischen Frankreich und Deutschland eine große Wüste zu bilden, und dadurch das Vorrücken der Reichsarmee unmöglich zu machen? Sie haben erst einen kleinen Theil dieser Arbeit ausgeführt, und es bleibt Ihnen noch gar Vieles zu thun übrig. Es ist wahr, Sie haben die Pfalz verwüstet, aber das genügt nicht, denn die große Wüste zwischen Deutschland und Frankreich muß von Basel bis Coblenz reichen, und kein Dorf und keine Ortschaft auf diesem Strich Deutschlands darf verschont bleiben. Die Deutschen sind ein empfindsames Volk, und sie hängen mit Schwärmerei an der Geschichte ihres Landes und an den Monumenten ihrer Vergangenheit. Solche Monumente ihrer Landesgeschichte sind die Städte Speier, Worms und Trier mit ihren alten Domen und ihren Kaisergrüften. Beeilen Sie sich also diese Monumente zu zerstören, und dadurch den Deutschen recht in das Fleisch ihres Herzens hinein zu schneiden, denn das wird sie zahm und schüchtern machen. Ihr nächster Courier muß mir

die Zerstörung von Speier melden und mir anzeigen, daß Sie sich auf den Weg gemacht, um Worms und Trier ein gleiches Schicksal zu bereiten." Louvois.

Nun, Messieurs, sagte Melac, Sie werden jetzt einsehen, daß ich nur den Befehlen des Herrn Kriegsministers gefolgt bin!

Ja, wir sehen es ein, seufzte Feuquière. Aber ich glaube nicht, daß dies ein kluges Verfahren ist. Wir werden ganz Europa wider uns in Harnisch bringen, und alle Fürsten und Völker werden sich zur Wehre setzen gegen eine solche barbarische Kriegführung.

Mögen sie sich erheben, wir werden sie Alle unter unsere Füße treten, rief Melac, wir werden uns, wenn unsere Arbeit vollbracht ist, hinter die große deutsche Wüste zurückziehen, und wenn unsere Feinde sich in diese hinein wagen, werden sie Hungers sterben oder auseinander laufen und umkehren, weil sie nirgends ein Obdach, nirgends ein Unterkommen finden. Bei Gott, mir erscheint dieser Plan des Herrn Kriegsministers bewunderungswürdig, klug und weise, und ich gestehe es gern, daß ich ihn mit Lust und Freude ausführe. Ja, wir wollen von Basel bis Coblenz eine Wüste schaffen, und wir müssen uns

beeilen das Werk zu vollenden, denn, wie meine Kundschafter melden, ist die Armee des Kaisers und der Reichsvölker im Begriff, sich gegen uns zu wenden. Ja sogar der Reichstag zu Regensburg soll sich zu einem Entschluß aufgerafft und ein Kriegsmanifest gegen uns erlassen haben. Auf also, meine Herren, auf zur That! Wir müssen uns beeilen mit Speier fertig zu werden, damit wir unsern Siegeszug nach Worms und Trier fortsetzen können. Die Bedenkzeit, welche wir den Einwohnern von Trier gegeben, ist heute abgelaufen. Wir wollen also sehen, welchen Entschluß die Leute gefaßt haben! Zu Pferde, meine Herren, zu Pferde! Der Magistrat der Stadt erwartet uns auf dem Marktplatz neben dem Dom. —

Ja, der Magistrat, die Geistlichkeit, die Bürger, die Frauen und Kinder, die ganze Einwohnerschaft von Speier erwartete den General v. Melac, um ihn anzuflehen in ihrer Herzensangst und Bedrängniß. Alle Straßen, durch welche er dahin ritt, waren dicht angefüllt mit Menschen, und nur mühsam konnte der General mit seinem glänzenden Gefolge sich Bahn machen durch das Gedränge.

Gnade! Gnade! tönte es von allen Seiten. Erbarmen! o Erbarmen! schluchzten die Weiber und

Kinder, indem sie ihre Arme flehend emporhoben zu diesem stolzen und unerbittlichen Manne, der, ohne sie nur anzusehen, lächelnd an ihnen vorüberritt.

Nehmt Euer Wort zurück, flehten die Männer, treibt uns nicht fort aus unserer Heimath. Wir haben Euch Alles gegeben, was wir besaßen, lasset uns die heimathliche Erde!

Melac hörte nicht auf sie, er spornte sein Roß und sprengte es mitten hinein in das Gewühl, und lachte, als die armen Menschen mitten in ihrem Gebet und ihrem Weinen aufkreischten, und in entsetzlicher Angst zur Seite drängend, ihm eine Bahn frei machten, durch die er im raschern Schritt fröhlich dahin sprengen konnte.

Jetzt, bei der nächsten Straßenbiegung, hatte er den Marktplatz erreicht. Einen Moment hielt er sein Pferd an und schaute verwundert und betroffen auf das seltsame Schauspiel, das sich ihm darbot. Der ganze weite Platz war angefüllt mit Weibern und Kindern, die auf ihren Knieen lagen und ihm ihre erhobenen Hände entgegenstreckten. Nur in der Mitte des Platzes hatte man einen schmalen Weg offen gelassen, bis hinüber zu dem Dom, der mit seinen hohen dunklen Mauern, seinen majestätischen Thürmen

allein aufrecht und in stolzer Erhabenheit sich dem französischen Gewalthaber gegenüberstellte. Vor dem Dom sah man die Geistlichkeit in ihrem vollen Ornat, die Magistratsherren in ihren Talaren in zwei dichten Reihen aufgestellt, mit bleichen Gesichtern, mit feierlichen Mienen dem General entgegenschauend, in dessen Hand Gott das Schicksal ihrer Stadt, das Schicksal Tausender gelegt hatte.

Tiefe, lautlose Stille herrschte ringsumher. Man hörte nichts als leises Weinen und Schluchzen, kein einziges lautes Wort, kein Ruf erhob sich aus dieser knieenden Menge. Nur die aufgehobenen Hände, die flehenden Blicke sprachen, aber Melac achtete nicht auf diese stumme Sprache, er ritt stolz gehobenen Hauptes vorwärts, und bei der Stille ringsumher klang das Auftreten der Pferde auf dem Steinpflaster so scharf und unheimlich, als befestigte man mit jedem Hufschlag einen Nagel an diesem großen Sarge, der eine ganze Stadt umfassen sollte.

Plötzlich ward dieses tiefe, erhabene Schweigen durch einen lauten, hallenden Klang unterbrochen. Es war die große Glocke vom hohen Thurm des Domes, welche mit ihrer ehernen Zunge die Stille unterbrach. Feierlich wie zum Gottesdienste ließ sie ihre

mächtigen Rufe ertönen, und weckte mit ihrer Stimme die kleineren Glocken, daß sie einstimmten in ihr Geläute, und alle Gläubigen riefen zum Gebet oder zur Todtenfeier.

Unter diesem feierlichen Glockengeläute ritt General Melac mit seinem Generalstabe langsam über den weiten Platz hin, Schritt vor Schritt, als wollte er den Weinenden hinlängliche Muße gönnen, ihn anzuschauen, in seinen harten, ehernen Zügen es zu lesen, daß es in seinem Herzen kein Erbarmen, kein Mitleid gäbe.

Jetzt verstummte das Geläute der Glocken und während ihre letzten Klänge noch die Luft durchzitterten, begannen die Weiber und Kinder wie aus Einem Munde laut und durchdringend den Choral zu singen: „In meiner Todesstunde, o Herr ruf' ich zu Dir!" Und die Musiker, die an den offenen Fenstern des Rathhaussaales gestanden, schmetterten mit ihren Posaunen drein und von allen Gassen hörte man ihn hereinschallen auf den Platz, den Todesgesang einer ganzen Stadt. Auch die Geistlichkeit, der Magistrat, die Bürgerdeputation, die vor dem Rathhaus standen, Alles hatte eingestimmt in den erhabenen Gesang, vor dessen Klängen selbst die französischen Offiziere er=

bleicht waren. Viele von ihnen hatten Thränen in den Augen, Viele hatten ganz unwillkürlich die goldbetreßten Hüte mit den wallenden Federbüschen abgenommen, und lauschten ehrfurchtsvoll mit entblößtem Haupte dem tausendstimmigen Gesange.

Nur General Melac's Gesicht war unverändert, nur um seine Lippen schwebte immer noch das grausame kalte Lächeln, mit welchem er auf den Platz gekommen war, nur in seinem düsterblitzenden Auge zeigte sich kein Strahl des Erbarmens.

Er ist ohne Mitleid, murmelte der Mönch, der an einen der breiten Pfeiler des Doms gelehnt, jede Bewegung, jede Miene des Generals mit unverwandten Blicken beobachtete. Es war ein noch junger Mensch von hoher kräftiger Gestalt. Die breiten Schultern, die muskelkräftigen Arme schienen weit eher für einen tapfern Soldaten, als für einen Mönch vom Orden der barmherzigen Brüder geeignet zu sein. Selbst sein sonnenverbranntes düsteres Gesicht hatte mehr den Ausdruck eines trotzigen Soldaten, als eines frommen ergebenen Bruders, und als er seine großen dunklen Augen jetzt auf Melac gerichtet hatte, begannen sie nach und nach aufzulodern in solchen Flammen des Hasses, daß Melac, wenn er es gesehen, instinktartig

gefühlt haben würde, daß er da einem Todfeinde sich gegenüber befände. Aber der stolze französische General hatte keine Blicke für den Mönch, der eben seine braune Capuze tiefer über seinen Kopf niederzog, als fühle er selber, daß sein Antlitz die Gedanken, welche seine Seele erfüllten, verrathen könnte.

Er ist ohne Mitleid, wiederholte der Mönch noch einmal leise in sich selber. Gott sei gepriesen dafür, denn das Mitleid hätte vielleicht mein Herz gerührt, daß es ihm einen leichteren Tod erlaubt hätte.

Er trat aus dem Schatten des Dompfeilers hervor, und näherte sich ein wenig den Bürgern und Magistratsbeamten, die vor ihm in einer dichten geschlossenen Mauer standen.

Er wollte hören, was der ehrwürdige Domprobst mit entblößtem Silberhaupte, mit fromm gefaltenen Händen zu dem General sprach, nachdem so eben der fromme Choral der Knieenden verstummt war.

Aber die Stimme des alten Probstes war schwach und zitterte in Thränen, der Mönch konnte seine Worte nicht verstehen; er machte sich also mit seinen kräftigen Ellenbogen Bahn durch die bewegliche Menschenmauer, er schlüpfte geschmeidig durch die Reihen dahin, und gelangte mit einer kühnen Seitenwendung

so weit vorwärts, daß er sich jetzt den Geistlichen gegenüber dicht an der Seite des französischen Generals befand.

Gerade, wie er diesen Standpunkt erreicht hatte, war die Rede des Probstes beendet, und eine feierliche Stille trat ein, denn alle diese Hunderte und Tausende, welche den Platz anfüllten, hielten den Athem an, unterdrückten ihre Seufzer, um zu hören, was für eine Antwort der General dem Flehen des ehrwürdigen Geistlichen würde zu Theil werden lassen.

Er zögerte einen Moment mit dieser Antwort, er wandte sein Haupt nach allen Seiten hin, als wolle er sich überzeugen, daß Alle ihn anschaueten, mit ihren Augen an seinen Lippen hingen, und lauschten auf die Worte, welche dieselben jetzt sprechen würden.

Ein Lächeln flog durch seine Züge hin, ein grausames, kaltes Lächeln. Es bleibt dabei, sagte er mit lauter schmetternder Stimme, die wie die Dromete des jüngsten Gerichtes das Ohr jedes Hörenden traf, es bleibt dabei! Ich kann nichts ändern an meinem Ausspruche. Die sechs Tage Bedenkzeit, welche ich Euch gegeben, sind abgelaufen. Ich hatte es den Bewohnern von Speier freigestellt, während dieser

sechs Tage einen Entschluß zu fassen und auszuwandern. Ganz Frankreich stand Euch offen, überall in Frankreich solltet Ihr eine gastliche Aufnahme finden. Warum seid Ihr also nicht gegangen?

Wir hofften auf Gnade, auf Erbarmen, rief der Probst. Wir hoffen noch jetzt darauf!

Daran thut Ihr sehr Unrecht, sagte Melac mit einem rauhen Lachen. Die Frist ist abgelaufen und es giebt keine Gnade mehr!

Es giebt keine Gnade mehr, wehklagten und jammerten alle Diejenigen, welche das furchtbare Wort vernommen. Melac aber wandte sich lächelnd an den General Monclas, der ihm zur Seite hielt. Es ist doch angenehm, daß ich die Sprache dieses Volkes verstehe und mit ihnen in derselben reden kann, sagte er laut. Ich habe dadurch doch das Vergnügen, ihre Klagen und ihr Jammergeschrei zu verstehen, und mich an diesen Litaneyen zu ergötzen.

Er ist mir verfallen, murmelte der Mönch in sich hinein. Er ist grausam, wie ein wildes Thier, und ich werde ihm vergelten!

Und er trat dicht zu dem General heran und faßte mit starker Hand die Zügel seines Pferdes.

Was macht Ihr da? Was soll das? fragte Me-

lac, sich über den Hals des Pferdes beugend. Fort mit der Hand!

Excellenz, erwiderte der Mönch in reinstem Französisch, Excellenz, lasset mich immerhin Euer Pferd halten und neben Euch stehen, denn man kann nicht wissen, ob Ihr nicht meine Hülfe brauchen könntet.

Ihr seid Franzose? fragte Melac.

Bin Franzose, Excellenz, und gehöre zur frommen Brüderschaft, welche hieher geschickt ist zur Krankenpflege unserer Soldaten. Ich bitte Euch, Excellenz, laßt mich in Eurer Nähe, damit Ihr gleich Hülfe zur Hand habt, wenn Ihr sie bedürft. Ich bin abergläubisch, und ich habe Euch diese Nacht gesehen, in Eurem Blute schwimmend, umgeben von Flammen, die aus Euren Kleidern wie glühende Schlangen hervorzuckten. Deshalb bin ich aus dem Lazareth hierher gekommen, um Euch zu warnen, Euch zu beschützen.

Mich zu beschützen! rief der General lachend. Wer sollte es wagen, mich anzugreifen! Doch nicht dieser heulende und jammernde Pöbel hier?

Excellenz, man kann immer nicht wissen, was geschieht, sagte der Mönch achselzuckend. Die Ver-

zweiflung verwandelt den Menschen zuweilen in ein wildes Thier. Laßt mich neben Euch!

Nun so bleibt und folgt mir, wenn's Euch beliebt, sagte Melac.

Gnade, Gnade, schrieen, heulten und jammerten die Unglücklichen, indem sie mit erhobenen Händen, mit flehenden Blicken in immer dichteren Massen zu dem General heranwogten!

Was ich gesagt habe, soll und muß geschehen, rief Melac mit harter Stimme. Die sechstägige Frist ist abgelaufen, und da Ihr die Zeit nicht benutzt habt, um mit Eurem Hab und Gut auszuwandern, wie ich Euch freigestellt hatte, so werdet Ihr jetzt von meinen Soldaten hinausgetrieben. Aber ich will Euch beweisen, daß ich es immer noch gut mit Euch meine, daß mein Erbarmen unerschöpflich ist. Ich habe Befehl gegeben, daß man Euch vierhundert Fourage-Wagen der Armee draußen vor den Thoren aufstelle. Ihr mögt auf dieselben Eure Habseligkeiten aufladen, und man wird sie mit Euch dahin fahren, wo Ihr Euch niederlassen wollt in Frankreich. Diejenigen aber, welche bleiben wollen, sollen ihre Habseligkeiten hier in den Dom tragen, und dort Wache bei denselben halten! Sie werden dort in Sicherheit sein,

denn der Tempel Gottes ist vor jeder Zerstörung sicher, und man wird ihn nicht entweihen. Eilt also, ihr Leute, eilt! Packt Eure Sachen und Euch selbst auf die Wagen oder in den Dom. Ich gebe Euch vier Stunden Frist! Wer dann noch auf den Straßen zu finden ist, wird niedergehauen oder mit Peitschenhieben aus der Stadt gejagt.

Das arme zitternde Volk, von dem Monate langen Leid und Unglück entnervt und entmuthigt, stäubte wehklagend und jammernd auseinander, und eilte in rasendem Lauf, schweigend vor unermeßlicher Qual, von dannen, um jetzt, da jede Hoffnung geschwunden, die letzte Gnadenfrist der bewilligten vier Stunden zu benutzen, und sich und ihre Habe zu retten.

Bald hatte diese ganze ungeheure Menschenmenge, welche den großen Platz erfüllte, sich verlaufen, und war abwärts gefluthet in die benachbarten Straßen. Der Platz war leer und Niemand befand sich mehr auf demselben, als der commandirende General mit seinem Stabe.

Nun, mein frommer Bruder, sagte Melac, indem er sich lachend an den Mönch wandte, Ihr seht es wohl, daß ich von keiner Gefahr bedroht war, und Eures Schutzes nicht bedurfte.

Excellenz, der Tag ist noch nicht zu Ende, erwiderte der Mönch ruhig.

Nein, im Gegentheil, rief Melac, der Tag beginnt erst, und ich verspreche mir von ihm viel Erheiterung und Zerstreuung. Es wird wahrhaftig ein amusanter Tag werden. Diese guten Leute von Speier werden uns zuerst einige lustige Theaterscenen aufführen und zuletzt werden wir ein großartiges Feuerwerk erleben. Zwei Ordonnanzen her zu mir!

Zwei junge Lanciers sprengten heran.

Zwei Compagnien Fußvolk sollen den Platz hier besetzen, befahl der General. Mitten auf dem Platz werden vier Kanonen aufgefahren, die Mündungen nach allen vier Weltgegenden gerichtet, geladen, Kanoniere mit brennenden Lunten daneben. Man lasse indessen die Leute, welche hieher kommen, unbehindert mit ihren Habseligkeiten in den Dom eintreten, bis vier Stunden vergangen sind. Nach dieser Frist rücken zwei andere Compagnien Fußvolk vor, eine Compagnie umzingelt den Dom, die andre Compagnie marschirt in den Dom ein. Sie haut den Pöbel, welcher sich in demselben befindet, nieder, und die Sachen, welche sich in dem Dome befinden, sind ihre Beute. Aber die Compagnie muß sich beeilen, ihr

Werk rasch zu Ende führen, und die Sachen dann schnell aus dem Dom fortschleppen. Eine Abtheilung Feuerwerker rückt sogleich hieher, und benutzt die vier Stunden, um ihre Brandwerkzeuge in den Dom zu legen; man häufe im Innern desselben genug an Stroh und Werg auf, daß es ein lustiges Feuer giebt, man ziehe die Schwefelfäden ringsum, daß der Brand gleichmäßig und schön sei. Aber kein Pulver, denn es könnte für uns selber gefährlich werden, wenn das alte Gebäude auffliegt und seine Trümmer umherschleudert. Es soll ein ruhiger hübscher Brand sein, der nicht bloß den Tag, sondern auch die ganze Nacht noch flammt und der Gegend weit hinaus als Wahrzeichen unsers Zornes leuchtet.

Ein dumpfer Schrei tönte von den Lippen des Mönches, und er packte so heftig den Zaum des Pferdes, daß dieses zusammenschrak und einen Seitensprung machte.

Nun, was giebts, was ficht Euch an? fragte Melac mit zorniger Stimme, indem er einen wüthenden Blick auf den Mönch schleuderte.

Vergebung, Excellenz, murmelte dieser, mein Fuß war unter den Huf des Pferdes gekommen, und der grimmige Schmerz machte mich aufschreien.

Drängt Euch nicht so nah an mich, befahl der General. Ich glaube nicht an Träume, laßt also die Albernheiten.

Ihr habt mir versprochen, Excellenz, daß ich in Eurer Nähe bleiben darf, bat der Mönch.

Thut's immerhin, aber verhaltet Euch ruhig! — Und Melac wandte sich wieder den Ordonnanzen zu, die in ehrfurchtsvoller militairischer Haltung seiner weitern Befehle harrten.

Fort! sagte er mit einer gebieterischen Bewegung seiner Hand, und die Ordonnanzen sprengten nach verschiedener Richtung über den Platz von dannen.

Und jetzt, Messieurs, wandte der General sich an seine Suite, jetzt wollen wir ein wenig vor das Thor hinausreiten und uns das lustige Schauspiel ansehen, welches die lieben Bewohner von Speier dort aufführen werden.

Er drückte seinem Pferde die Sporen in die Weichen und sprengte so rasch vorwärts, daß der Mönch ihm nicht zu folgen vermochte, — oder vielleicht wollte es dieser nicht. Er stand und blickte mit düstern Mienen dem glänzenden Zuge der Reiter nach und das Feuer des Hasses blitzte wieder in seinen Augen auf.

In vier Stunden gehörst Du mir, murmelte er leise vor sich hin. Geh' nur, geh', ich werde Dich zu finden wissen! Aber vorher muß ich die Unglücklichen warnen.

Er zog die Capuze tiefer über sein Gesicht, schlug sein langes braunes Gewand fester über einander und ging mit großen Schritten über den Platz dahin. Hier und dort traten Menschen mit eilfertigen, angstvollen Gesichtern aus den Häusern hervor, große Bündel und Packete in ihren Armen mit sich fortschleppend, und mit ihnen den Weg einschlagend nach dem Dome hin. Allen diesen näherte sich dann der Mönch und sagte zu ihnen: „geht nicht in den Dom! Eilt lieber hinaus aus der Stadt. Geht nicht in den Dom, wenn Ihr nicht sterben wollt!"

Und während die Leute dann staunend und zweifelnd stehen blieben, um zu überlegen, um zu fragen, eilte der Mönch weiter, denjenigen, welche schwer belastet daherkamen, dieselben Worte wiederholend, dieselbe Warnung an sie richtend. Viele ließen sich warnen von seinen hastigen Worten, Viele hatten Vertrauen zu seinem bleichen, traurigen Gesicht, und sie wandten sich ab von dem Dome und schlugen den Weg ein zu den Thoren, wo die Wagen ihrer war-

teten. Viele aber auch ließen die Warnung achtlos an ihren Ohren verklingen und gingen in der dumpfen Apathie ihrer Verzweiflung, welche obwohl muthlos, dennoch dem Tode furchtlos in's Auge schauete, unbekümmert weiter den Weg nach dem Dome hin.

Der Mönch hatte nicht Zeit, Denen, welche er gewarnt, nachzuschauen, und sich zu vergewissern, was sie thun würden; er eilte weiter, immer weiter, durch alle Straßen, überall seine Warnung wiederholend, überall die Leute auffordernd, nicht nach dem Dome zu gehen. Aber dann lenkte er seine Schritte wieder nach dem Domplatz hin, und er sah, daß die Befehle Melac's mit militairischer Pünktlichkeit vollführt waren. Der Platz war ringsum mit Soldaten besetzt, ein dichter militairischer Cordon zog sich um den Dom, und hielt die hohen Pforten desselben besetzt. Hier und da sah man einzelne Soldaten die Pfeiler der alten herrlichen Kirche hinaufklimmen, während Andere ihnen allerlei Dinge zureichten, welche Jene dort oben auf den Pfeilern ausbreiteten. Die armen Menschen, welche bleich und in düsterer Aufregung mit ihren Packeten dem Dome zueilten, achteten nicht auf diese Arbeiter an den Pfeilern, ihre Augen waren nur auf die geöffneten Pforten des Gotteshauses hingerichtet,

in dessen Innern sie Zuflucht für sich und ihre Habe erhofften. Aber der Mönch sah diese Arbeiter, und er begriff ihr geschäftiges Walten.

Seine großen schwermüthigen Augen hoben sich mit einem vorwurfsvollen Ausdruck zum Himmel empor. Du duldest das, mein Gott, sagte er traurig, Du lässest diese Frevel geschehen und strafest den Verbrecher nicht? Ja, fuhr er nach einer Pause fort, ja, Du strafst ihn, und ich bin es, den Du zu seinem Richter und Henker auserkoren hast. Ich werde mein Amt vollführen, ich werde ihn strafen im Namen Gottes und der Rache.

Und als habe dieser Gedanke ihm neue Kraft und Energie gegeben, eilte er mit rascheren Schritten weiter die Straße dahin, welche vorher Melac mit seinem Stabe hinunter geritten war. Am Ende dieser Straße befand sich jenes Thor, vor dessen Außenseite die Wagen für die Einwohner von Speier aufgestellt waren. Je näher dem Thore, desto größer ward daher der Zudrang aller Derjenigen, welche den verzweifelten Entschluß gefaßt hatten, von der dargebotenen „Gnade" des Generals Melac Gebrauch zu machen, und sich und ihre Habe auf die bereitstehenden Wagen zu flüchten, um mit ihnen nach

Frankreich auszuwandern. Mit lautem Weinen und Klagen strömten die Leute aus den Nebenstraßen herbei, drängten sie sich mit Kisten und Koffern, mit großen Packeten und Bündeln dem Thore zu. Tiefe Traurigkeit sprach aus allen Gesichtern, Jeder war sich der furchtbaren Bedeutung dieser Stunde bewußt, in welcher er seine Heimath, sein Vaterland verlor und hinausgestoßen ward in die Fremde, in das Elend, in die Schande und den Tod. Man sah da Weiber, welche nichts mit sich forttrugen als ihre kleinen Kinder, deren Füße noch nicht im Stande, sie selber zu tragen, man sah Männer, welche als ihr einzigstes und höchstes Gut ihre kranken Frauen mit sich fortschleppten, Söhne, welche ihren altersschwachen Müttern als Stütze dienten, während wieder andere Männer und Frauen sich so schwer belastet hatten mit ihren Habseligkeiten, daß sie fast zusammenbrachen unter dem Gewicht, und nur mühsam und keuchend vorwärts gelangten. Aber je näher sie dem Thor kamen, desto mehr fühlten Alle die Nothwendigkeit, sich zu beeilen, desto hastiger drängten Alle vorwärts. Jede Rücksicht, jede Theilnahme für das Leid und die Last der Andern hörte auf, Jeder dachte nur an sich selber, an seine eigene Noth und Qual, und dieses

Denken machte ihn hart und grausam, ließ ihn erbarmungslos alle Diejenigen zurückdrängen und bei Seite schieben, welche schwächer, oder so sehr beladen waren, daß sie gegen die Andrängenden keinen Widerstand zu leisten, ihren Platz nicht zu behaupten vermochten. Vielen gab das Bewußtsein der drohenden Gefahr Riesenkräfte, und sie wehrten sich gegen die Drängenden und stürmten vorwärts mit unwiderstehlicher Gewalt, drängten sich wie ein Keil hinein in den Menschenknäuel, der jetzt innerhalb des Thores sich so fest in einander verschlungen hatte, daß keine Auflösung, kein Auseinandergehen mehr möglich war. Aber die Raserei der Angst, der Verzweiflung gab den Stärksten unter ihnen jetzt Riesenkraft, sie vermochten es, ihre Arme frei zu bekommen, sie schlugen mit ihren Fäusten um sich, sie wollten nur das Hinderniß, welches sich ihrem Vorwärtskommen entgegenstellte, beseitigen, und sie dachten gar nicht daran, daß dieses Hinderniß ein Mensch, vielleicht ein Freund, ein Verwandter von ihnen sei. Es war nur ein Hinderniß, weiter nichts, und sie schlugen's nieder, sie traten es unter ihre Füße, sie hörten nicht, daß es ächzte und schrie, und um Erbarmen flehte, sie

stürzten über dasselbe hin, dem Ziel, dem Ausgang des Thores zu.

Und endlich über Leichen, über Sterbende, Aechzende und Blutende dahin hatten die Stärkeren, die Gesunderen das Thor passirt, endlich waren sie draußen. Hier standen sie still nach der ungeheuren Anstrengung, nach dem Kampf, den der Freund gegen den Freund, der Bruder gegen den Bruder geführt. Keuchend, mit wirren Blicken, kaum ihres Zieles und Zweckes sich noch bewußt, standen viele von den Unglücklichen und starrten umher, während wieder Andere in wahnsinniger Wuth vorwärts stürzten nach den Wagen hin, welche dort in ungeheuren Reihen auf der weiten Ebene zu beiden Seiten der Landstraße aufgestellt waren. Neben jedem dieser Wagen standen vier Soldaten mit geschultertem Gewehr, während außerdem die beiden Plätze von einem dichten Militair-Cordon umgeben waren. Auf der Landstraße, in der Mitte der beiden Plätze hielt der General Melac mit seiner Suite. Er schaute mit froher Miene bald nach dem Thor, aus welchem die Menschenmassen hervorstürzten, bald nach den Wagenreihen, zu welchen die Unglücklichen hinstürzten, und auf welche sie sich mit dem, was sie trugen, hinaufschwingen wollten. Aber

die Soldaten wehrten sie mit rohem Ungestüm zurück; nur die Lasten, welche sie trugen, die Koffer, Kisten und Packete durften auf die Wagen niedergelegt werden; erst wenn alle Flüchtende ihre Habseligkeiten auf den Wagen untergebracht hatten, dann wollte man, so viel es der Raum gestattete, auch den Menschen gestatten, die Wagen zu besteigen.

III.

Der Schatz.

Drei Stunden, drei Minuten für Diejenigen, welche diese letzte Gnadenfrist zu benutzen hatten, waren vergangen, als es endlich dem Mönch gelungen war, mit der letzten Menschenmenge, welche durch das Thor hinausfluthete, in's Freie zu gelangen. Als hätte er Flügel, so stürmte er vorwärts, so sprang er zu dem commandirenden General hin, der mitten auf der Landstraße hielt, und eben wieder zwei Ordonnanzen herbei gewinkt hatte, denen er seine Befehle ertheilte. Aber sein überall hinspähendes Auge gewahrte dennoch den Mönch, welcher athemlos zu ihm herankeuchte, und er unterbrach sich mitten im Wort, um ihn zu begrüßen.

Ihr seht, frommer Bruder, ich lebe noch, obwohl

Ihr mich nicht beschützt habt, sagte Melac mit einem kurzen rauhen Lachen.

Ich sehe es, und ich freue mich dessen, erwiderte der Mönch, indem er sich wieder neben das Pferd des Generals stellte.

Melac wandte sich wieder an die Ordonnanzen. Reitet die Wagenreihe hinauf, befahl er dem Einen, und bringt den Compagnie-Chefs an der Spitze jedes Zuges die Ordre, sofort in vollem Trab abzufahren; auf Diejenigen, welche die Wagen besteigen, oder die Sachen von denselben herunter ziehen wollen, wird scharf eingehauen, denn um den Honig zu erhalten, muß man die Bienen tödten, das ist eine bekannte Sache. Man soll also die Bienen tödten, und mit dem Honig so lange fortjagen, bis keine Bienen mehr ihm folgen. Alsdann wird angehalten, und die Soldaten theilen sich in die Beute.*)

Als diese Ordonnanz fortjagte, kehrte sich Melac der andern zu. Ihr reitet in die Stadt, befahl er, und bringt dem Oberfeuerwerker die Ordre, daß er sich beeilen soll. In zwei Stunden muß Alles zu

---

*) Historisch. Siehe Zimmermann: Geschichte Würtemberg's. Th. II.

dem Brande bereit und Jeder mit der brennenden Lunte auf seinem Posten stehen. Ich werde mich mit meiner Suite in das Rathhaus, dem Dome gegenüber, begeben, um von den Fenstern des großen Uhrsaales dem Schauspiel zuzusehen. Der Oberfeuerwerker soll wohl Acht geben auf das große Mittelfenster, denn ich werde aus demselben ihm das Zeichen geben. Wenn er ein weißes Tuch aus diesem Fenster wehen sieht, so soll das Feuerwerk beginnen, und die Brennstoffe angezündet werden. Fort!

Auch die zweite Ordonnanz sprengte von dannen, und Melac wandte sich jetzt lächelnd seiner Suite zu. Meine Herren, sagte er, geben Sie wohl Acht, denn ich denke, wir werden jetzt das Vergnügen haben, einer amüsanten Hetzjagd beizuwohnen. Folgen Sie mir!

Er setzte sein Pferd in Trab, und ritt die breite Landstraße hinauf bis zu der Stelle, wo zu beiden Seiten die langen Wagenreihen endeten.

In demselben Augenblick, als er sein Pferd anhielt, setzten die vordersten Wagen zu beiden Seiten sich in Bewegung, und rollten über die kleine Erhöhung zu der Landstraße empor. Ein einziger hundertstimmiger ungeheurer Schrei ertönte auf beiden Seiten,

und fand die ganze lange Linie hinunter sein Echo, denn alle Wagen setzten sich jetzt in Bewegung, und die Unglücklichen, welche neben denselben standen, begriffen nun auf Einmal den grausamen Betrug, den man an ihnen verübt, begriffen, daß man sie hinterlistig ihrer letzten Habe beraubt, und sie nun obdachlos, arm und elend hinaustreiben wolle in die Fremde.

Aber sie wollten's, sie konnten's nicht dulden, sie wollten sich die Gnade erzwingen, die man ihnen feierlich zugesagt, sie wollten ihre Plätze haben auf diesen Wagen, die ihr letztes Habe, ihr letztes Eigenthum enthielten! Sie stürzten sich also mit wüthendem Geschrei auf die Wagen, sie klammerten sich mit ihren Händen an die Sprossen der Leiterwände, an die Räder an, sie fielen den Pferden in die Zügel, um sich auf dieselben hinauf zu schwingen. Aber jetzt erschallte das Commandowort des Anführers: Einhauen! Und im Nu waren alle Schwerter der Soldaten aus den Scheiden, und die scharfen Klingen blitzten sausend durch die Luft, und fielen nieder auf die ausgestreckten Arme, die umklammernden Hände.

Eine gräßliche Scene, ein furchtbares Gemetzel entstand nun, eine Scene der Verwirrung und des Entsetzens. Man hörte nichts als das Jammergeschrei

der Verwundeten, des Wuthgebrüll der Soldaten, man sah nichts als ein wirres Durcheinander von ringenden und schreienden Menschen, die in einem ungeheuren Knäuel sich zu beiden Seiten der Wagen dahin wälzten. Inzwischen waren die Wagen in immer rascherem Trabe davon gefahren, der letzte derselben war jetzt die Böschung hinauf gefahren, und wollte die Landstraße hinunter. Die Hälfte der Bedeckung war mit den Wagen abgefahren, die andere Hälfte blieb auf den beiden Plätzen zurück, um den letzten Kampf mit den unglücklichen Betrogenen zu kämpfen, um die Bienen zu tödten, damit man den Honig sich aneignen könne.

General Melac sah mit unendlichem Behagen diesem Kampfe zu, und es ergötzte ihn ungemein, zu sehen, wie die Verzweiflung und die Raserei, die Wuth des Schmerzes den Wehrlosen Kraft und Muth gab, gegen die Bewaffneten anzukämpfen, und nicht bloß sich zu vertheidigen, sondern sogar anzugreifen. Er lachte oft laut auf, und spornte die Kämpfenden mit lautem Wort und brüllendem Halloh, als wär's eine Jagd nicht auf Menschen, sondern auf die Thiere des Waldes, gegen welche man die rasende Meute der Hunde losgelassen. Mit ernsten, düstern Gesichtern

dagegen schauten die Herren seines Gefolges drein, und Viele wandten ihre Blicke zur Erde, als schämten sie sich vor den Greueln, welche da von den bewaffneten Soldaten an den Wehrlosen geübt wurden. Der Mönch aber war neben dem Pferde des Generals auf die Kniee niedergesunken, und das Haupt auf seine Brust niedergesenkt schien er zu beten, und zu weinen, denn ein Gemurmel halblauter Worte, ein unterdrücktes Schluchzen drang zuweilen unter der gesenkten Kapuze hervor.

Das furchtbare Gemetzel auf den beiden Plätzen hatte indessen seinen Fortgang genommen, schon war die Erde bedeckt mit Leichen, aber Diejenigen, welche noch lebten, noch auf den Füßen standen, wollten sich noch immer nicht ergeben. Der Wahnsinn der Verzweiflung war über sie gekommen, sie schrieen und brüllten, daß sie keine Gnade mehr begehrten, daß sie aber ihr Leben theuer verkaufen wollten. Sie drängten sich immer dichter aneinander, sie rückten wie eine bewegliche Mauer gegen die Soldaten heran, und stürzten sich auf sie mit wildem Todesgeheul. Ihre Arme wurden zu Schwertern, welche zerschmetterten und verwundeten, ihre Fäuste zu Bomben, die niederplatzten auf die Schädel ihrer Feinde, daß sie taumelnd

zusammenstürzten. Und den Stürzenden entrissen die Wehrlosen die Waffen, und schwangen sie mit wildem Jubel empor, und stürmten vorwärts zu neuem Kampf.

General Melac, wie gesagt, schaute dem ungleichen Kampfe zu mit einem Behagen, als wäre es ein Stiergefecht, die Einzelnheiten der verschiedenen Kampfesscenen belustigten ihn ungemein, und er war eben ganz gespannt auf den Ausgang eines Kampfes, der sich zwischen vier Soldaten und zwei Frauen entsponnen hatte. Er sah, wie die beiden löwenmuthigen Weiber zwei der Soldaten entwaffneten, und mit ihren eigenen Waffen jetzt die Soldaten anfielen. Er schrie ihnen zu, sich tapfer zu halten, sich nicht von Weibern besiegen zu lassen, er machte die Herren seiner Suite aufmerksam auf diese seltsame Kampfesscene, und auch sie hatten ihre Blicke, ihre ganze Aufmerksamkeit dieser Einen Seite des Kampfes zugewandt.

Sie sahen also nicht, was hinter ihnen auf der andern Seite des Platzes geschah. Sie sahen nicht, daß auch dort der Kampf noch immer fort wüthete, daß es auch dort vielen Frauen und Männern gelungen war, sich der Waffen der Soldaten zu bemächtigen. Sie sahen nicht, wie ein Trupp solcher

Bewaffneten jetzt in rasendem Lauf die Böschung hinauf eilte, um zu fliehen, oder um sich zu vereinen mit den Freunden, den Brüdern auf der andern Seite des Platzes. Einer dieser Männer hatte im Vorübereilen den General Melac erkannt, und er war wie ein Tiger vorwärts gesprungen auf den General zu.

Seht da den Räuber, den Bluthund, brüllte er. Wir müssen sterben, aber er soll mit uns sterben!

Und mit seinen beiden Fäusten hob er das Schwert empor. In diesem Moment erst wandte Melac sich um, er sah dicht vor sich das wüthende Angesicht, das ihn mit Tigeraugen anstarrte, er sah das Schwert über sich in der Sonne blitzen, sah, wie es sich niedersenkte, und er bückte rasch nur sein Haupt auf den Hals seines Pferdes, um dem furchtbaren Streich zu entgehen. Aber im selben Augenblick hörte er einen Schrei, fühlte er sein Pferd am Zügel gepackt und rückwärts gezogen, und wie er jetzt sein Haupt wieder emporrichtete, sah er den Mönch, welcher mit nervigter Faust den Zügel seines Pferdes hielt, sah er, wie ein Soldat eben dicht vor dem Pferde den wüthenden Menschen niederschoß, der sein Schwert über dem Haupte des Generals geschwungen.

Wart Ihr es, frommer Bruder, der mein Pferd

so zu rechter Zeit rückwärts zog? fragte Melac den Mönch.

Ich war es, Excellenz, erwiederte er ruhig.

Aber was ist das? rief Melac. Ich glaube gar, Ihr blutet! Ihr habt da eine Wunde an der Stirn?

Ich fing den Hieb auf, welcher Euch bestimmt war, sagte der Mönch einfach. Ihr seht wohl, mein Traum hatte mich nicht getäuscht, Euer Leben war heute in Gefahr.

Wahrhaftig, Ihr seid mein Retter geworden, und ich danke Euch vielleicht mein Leben, rief Melac, indem er dem Mönch seine Hand darreichte. Nun, ich kann Euch sagen, daß ich diesen Dienst nicht gering anschlage, denn ich habe mein Leben sehr lieb, und möchte es noch nicht gern verlassen.

Ich glaube, daß Ihr das nicht möchtet, Excellenz, rief der Mönch, und sein bleiches Antlitz leuchtete auf in einem so wilden, grausamen Ausdruck von Freude, daß General Melac davor unwillkürlich erschrak.

Was habt Ihr nur? Was ficht Euch an, fragte er.

Ich freue mich, daß ich Euch das Leben gerettet habe, erwiderte der Mönch, indem er seine Augen

niedersenkte, und wieder seinen stillen, gelassenen Ausdruck annahm.

Ja wahrhaftig, das habt Ihr gethan, rief Melac, und jetzt bitte ich Euch selbst, frommer Bruder, bleibt heute an meiner Seite, denn wer weiß, ob der Tod nicht immer noch auf mich lauert, und einen neuen Angriff auf mich machen will.

Ich glaube, daß er's will, und ich bleibe deshalb an Eurer Seite, sagte der Mönch.

He, ein Pferd! schrie Melac den Ordonnanzen zu. Ein Pferd für den frommen Bruder Bernhardiner.

Ein Soldat mit einem Pferde sprengte zu dem General heran, der mit einem Wink seiner Hand dem Mönch bedeutete, sich desselben zu bedienen. Dieser schwang sich in den Sattel mit der Leichtigkeit und Gewandtheit eines geübten Reiters, und zog die Zügel straff an, daß das Pferd courbettirte, und sich hoch emporhob mit den Vorderfüßen. Aber sein Reiter zwang es mit eiserner Hand, sich wieder niederzulassen, und ruhig und still dazustehen.

Wahrhaftig, Ihr seid ein wunderbarer Mönch, rief Melac lachend. Ihr gefallt mir ungemein, und Ihr sollt mich heute nicht mehr verlassen! Meine Herren, kehren wir jetzt nach der Stadt zurück, denn

wie mir scheint, ist das Schauspiel hier zu Ende, und wir können uns von der Arena zu dem Feuerwerk begeben. Wir belustigen uns in der Weise des Kaisers Nero, und der verstand es, wie mich dünkt, gar wohl, sich das Leben angenehm zu machen, aber freilich, er besaß dazu besseres Material. Er hatte in der Arena statt der Soldaten reißende Thiere, und beim Feuerwerk statt der kleinen elenden deutschen Städte das große prachtvolle Rom, welches er in Brand stecken konnte. O glücklicher Nero, wie sehr beneide ich Dich!

Auch um seinen Tod, Excellenz? fragte der Mönch, der neben dem General ritt, und allein die Worte gehört hatte, welche der General im Weiterreiten mehr zu sich selber, als zu den Andern gesprochen hatte.

Was meint Ihr, mein Lebensretter? fragte Melac lächelnd.

Ich meine, ob Ihr den Kaiser Nero auch um seinen Tod beneidet?

Nun, mich dünkt, er hatte einen schönen Tod. Er hatte nicht die Misère von Krankheit und Schmerzen auszustehen; mitten aus dem vollen Leben ging er in den vollen Tod. Die Götter nahmen ihn zu sich

empor, nachdem ihm die Menschen bis dahin wie einem Gott gehuldigt hatten.

Aber vor seinem Tode hatten sie ihm geflucht als einem Vaterlandsverräther, sagte der Mönch, er gab sich in der Verzweiflung selber den Tod.

Es war immerhin ein leichter und schmerzloser Tod, und das ist wahrhaftig ein sehr großes Glück. Ich hätte ihn vielleicht vorher auch genießen können, diesen leichten und schmerzlosen Tod, wenn der Schwerthieb jenes Wüthenden mein Haupt wirklich getroffen hätte. Ihr brachtet mich um diesen beneidenswerthen Tod, aber ich danke Euch dafür, und wünsche, daß er noch um einige Jahrzehnte von mir fern bleibe. Dann aber möge er kommen, und mich schnell und schmerzlos von dannen führen.

Schnell und schmerzlos, wiederholte der Mönch mit niedergeschlagenen Augen. Ihr meint also den Tod auf dem Schlachtfelde, Excellenz?

Ich denke wohl, mein frommer Bruder, daß ich den meine. Es ziemt sich bei Gott nicht für einen Soldaten anders als auf dem Schlachtfelde zu sterben. Aber hier sind wir am Thor. Seht nur, was für hübsche rothe Bäche aus demselben hervorrieseln, und was für Berge von Leichen da aufgehäuft liegen.

Diese guten Leute von Speier haben es hier gemacht wie der Pelikan, sie haben sich genährt von ihrem eigenen Herzblut. Nun, man wird zum Glücke nicht nöthig haben diese Cadaver fortzuschaffen, oder zu begraben, sie werden ein Flammengrab haben und ihre Seelen können, wenn sie sich ein wenig gedulden wollen in Feuersäulen zum Himmel aufsteigen. Heute giebt uns der Dom ein Feuerwerk, morgen soll es die ganze Stadt thun.

Ganz Speier soll in Brand gesteckt werden? fragte der Mönch.

Ja wohl, mein Lebensretter, ganz Speier, und ich denke diese alten räucherigen Häuser werden gar lustig brennen.

Ja, sie werden gar lustig brennen, wiederholte der Mönch, und er ließ seine traurigen Blicke über die Häuser dahin gleiten, welche öde und schweigend wie offene Grabgewölbe zu beiden Seiten der Straße sich erhoben. Kein Ton des Lebens drang aus diesen Häusern hervor, nirgends an den offenen Fenstern zeigte sich ein Menschengesicht, nirgends an den weit aufgerissenen Thüren sah man, wie sonst wohl, Neugierige stehen, welche den Zug der glänzenden Reiter beschaueten. Alles war öde und still, und der Huf-

schlag der Pferde allein unterbrach das grabähnliche Schweigen dieser ausgestorbenen Straße.

General Melac setzte sein Pferd in rascheren Trab, es mochte ihm selber schaurig sein in dieser Grabesöde, die er geschaffen; er sprengte vorwärts nach dem Marktplatze hin. Aber auch hier dieselbe Oede, dasselbe Schweigen. Nur die französischen Soldaten standen in doppelten Reihen um den Dom und rings um den Marktplatz. Nirgends aber sah man noch irgend Eine dieser hundert und aberhundert klagender Frauen und Kinder, welche vor wenigen Stunden den ganzen Platz erfüllten, und den General so dicht umringten, daß er nur mühsam vorwärts kommen konnte. Jetzt stellte kein Hinderniß sich ihm entgegen, jetzt ward sein Ohr nicht mehr belästigt von dem Wehklagen, dem Jammergeschrei der Unglücklichen. Sie waren Alle verstummt, sie waren Alle von dannen gegangen! Draußen lagen sie auf den großen Todesfeldern, oder irrten hungernd, obdachlos umher. Drinnen im Dome lagen sie, die armen Bethörten, welche dem Wort des Generals mehr geglaubt hatten, als der Warnung des Mönches.

General Melac hielt, unfern vom Dom angelangt, sein Pferd an, und wandte horchend sein Haupt nach

dem Dome hin. Kein Geräusch drang aus demselben hervor, Niemand trat aus dem offenen Hauptportal, auch da drinnen schien alles öde und ausgestorben.

Es scheint, sie haben ihre Arbeit schon vollbracht, sagte Melac leise vor sich hin. Die Beute ist in Sicherheit gebracht und die Menschen sind getödtet, oder hinaus gehetzt. Aber bevor ich das Zeichen gebe, will ich mich überzeugen, ob auch Niemand mehr von den Unsern da drinnen ist.

Er winkte seinem Stallmeister, warf ihm die Zügel hin, und schwang sich vom Pferde. Im selben Augenblick waren alle Herren seiner Suite seinem Beispiel gefolgt, und näherten sich jetzt zu Fuß ihrem commandirenden General, dessen weitere Befehle erwartend.

Messieurs, sagte Melac, sich leicht verneigend, haben Sie die Gewogenheit sich in den Rathhaussaal zu begeben, und dort an den Fenstern sich aufzustellen, ich folge Ihnen sogleich.

Die Generäle und Stabsofficiere verabschiedeten sich militairisch grüßend und gingen in ernsten geschlossenen Reihen auf das Rathhaus zu, das dem Dome gegenüber an der andern Seite des Platzes

lag. General Melac aber wandte sich nach der hohen Pforte des Domes hin.

Excellenz, sagte in diesem Moment der Mönch, indem er dicht an ihn heran trat, Excellenz, bevor Ihr Euch in das Gotteshaus begebt, bitte ich Euch um Gehör.

Nun, mich dünkt, Ihr hattet seit einer Stunde Zeit und Gelegenheit mein Gehör in Anspruch zu nehmen, rief Melac lachend.

Excellenz, Ihr war't nicht einen Augenblick allein und was ich Euch zu sagen habe, darf außer Gott Niemand hören.

Es ist also etwas sehr Wichtiges?

Ja, etwas sehr Wichtiges!

Nun so redet! Ich bin es meinem Lebensretter am Ende wohl schuldig, ihn anzuhören. Sprecht also, was ist es?

Und der General blieb unfern von dem Dome stehen, vor dessen Portal die Soldaten in dichten Reihen mit geschultertem Gewehre in Paradestellung standen und ehrfurchtsvoll den General und Chef erwarteten.

Excellenz, fragte der Mönch mit leiser dringender

Stimme, Excellenz, Ihr seid fest entschlossen den Dom in Brand zu stecken?

Seht einmal hin, frommer Bruder, und beantwortet Euch die Frage selbst, erwiderte Melac lachend. Seht Ihr die Soldaten, die auf der Spitze jedes Pfeilers sitzen?

Ich sehe sie, Excellenz.

Sie warten nur meines Zeichens, um mit ihren Lunten das Brennmaterial in Brand zu setzen, welches auf dem Dach aufgehäuft ist, und dann sich eiligst an den Tauen niederzulassen, die an jedem Pfeiler angebracht sind. Seht Ihr die Leute, die rings um das Fundament des Domes sich aufgestellt haben? Es sind die Feuerwerker, welche sobald jene Andern von den Pfeilern niedergestiegen, den Gürtel von Schwefel und Werg entzünden, mit dem sie zärtlich wie ein Liebhaber das Gebäude umschlungen haben. Ein eben solcher Gürtel umfaßt das Innere des Doms. Ich weiß das, ich verstehe mich schon ein wenig auf die Kunst der Brandlegung. Das alte gespenstische Gebäude wird wenigstens vierundzwanzi Stunden gebrauchen, ehe es ausgebrannt ist.

Es ist eine festbeschlossene Sache, Excellenz?

Nichts kann den Brand des alten Kaiserdomes mehr retten?

Nein, wahrhaftig, nichts kann ihn mehr retten, lachte Melac.

Nun, sagte der Mönch hochaufathmend, da es so ist, so breche ich das Geheimniß der Beichte, um Euch und meinem heiligen Orden einen Dienst zu erzeigen. Excellenz, ich will Euch ein Beichtgeheimniß mittheilen, wenn Ihr mir schwört, es heilig zu halten, und Niemanden dasselbe zu verrathen!

Ein Beichtgeheimniß. Kann es mir Nutzen bringen, wenn ich Etwas davon weiß?

Excellenz, es handelt sich für Euch, wie für mich um eine Million in Gold und Brillanten.

Die Augen des Generals leuchteten höher auf, und eine Purpurröthe übergoß einen Moment sein bleiches Gesicht. Eine Million, sagte er athemlos. Eine Million, die wir miteinander theilen sollen?

Nein, eine Million für Euch, und eine Million für den Orden! Wollt Ihr mir den Schwur leisten, Excellenz?

Wahrhaftig, ich glaube wohl, daß ich es will, sagte Melac lächelnd. Ich gebe Euch mein Ehrenwort, ich schwöre Euch, daß ich zu keinem Menschen

auf der Welt nur Ein Wort von Dem sagen will, was Ihr mir anvertrauen wollt.

Und schwört Ihr mir auch, daß wir Beide ganz allein, ohne weitere Zeugen den Schatz heben wollen?

Ich schwöre es Euch! Wahrhaftig, ich bin es ganz zufrieden, wenn Niemand etwas von meiner Million erfährt. Es ist doch wirklich eine Million?

Ja, Excellenz, eine Million!

Und wann werden Sie ihn heben, diesen kostbaren Schatz? In der Geisterstunde nicht wahr?

Nein, Excellenz, wir werden ihn sogleich heben.

Sogleich, rief der General, indem er erstaunt einen Schritt zurücktrat, und den Mönch mit einem forschenden Blick anstarrte, als fürchte er eine Geistesverdüsterung habe ihn befallen. Es giebt also in der Stadt Speier noch zwei Millionen an Gold und Brillanten? Und dieses Volk verleugnete sie, und wir wußten nichts davon?

Excellenz, Niemand wußte davon, außer dem Bischof, der vor drei Tagen gestorben ist, und dem ersten Meßner, der eben im Sterben liegt. Ihr habt mich nicht gefragt, wo ich die ganze Zeit über gewesen bin, als Ihr vorhin draußen wart vor dem Thore, wäh-

rend ich doch gelobt hatte, daß ich diesen ganzen Tag nicht von Eurer Seite gehen wollte.

Das ist wahr. Nun wo wart Ihr denn diese zwei Stunden?

Excellenz, am Bette eines Sterbenden! Der Sakristan wollte mit den Andern auswandern. Er ward im Gedränge am Thor unter die Füße getreten und lebensgefährlich verwundet. Ich trug ihn in ein nahe gelegenes Haus, versah ihn mit den Sterbesacramenten und nahm ihm die Beichte ab. Er beichtete mir, daß der große Domschatz, alle mit Perlen und Brillanten besetzten Kleider der Mutter Gottes, alle Kostbarkeiten, welche seit Jahrhunderten als Schatz des Domes aufgehäuft worden, so wie eine Million Thaler in Gold- und Silberbarren und gemünztem Gelde, bei der Annäherung der Franzosen, von ihm und dem Bischof bei Seite geschafft und in einem sichern Versteck geborgen sei.

Und er nannte Euch diesen Versteck?

Ja, Excellenz, er nannte ihn mir. Ich kenne den Ort, an welchem eine Million in Goldbarren und eine Million an Juwelen zu finden ist, und da der Sakristan ohne Zweifel jetzt schon gestorben ist, so

bin ich jetzt der einzige Mensch, welcher dies Geheimniß kennt.

Und was treibt Euch zu der Großmuth, mir das Geheimniß mittheilen zu wollen? fragte der General, dessen Antlitz jetzt einen lauernden, mißtrauischen Ausdruck angenommen hatte.

Die Nothwendigkeit, Excellenz!

Wie denn, die Nothwendigkeit?

Ich kann ohne Euch nicht zu dem Orte gelangen, wo der Schatz versteckt liegt. Ihr seht, ich schmeichle Euch nicht, ich sage Euch vielmehr: wäre diese Nothwendigkeit nicht, so würde ich es als Ordensbruder für meine heilige Pflicht gehalten haben, dem Orden beide Millionen zuzuführen. Aber es lag außerhalb meiner Macht. Ihr habt Euren Soldaten Befehl gegeben, Niemanden aus dem Dom wieder heraus zu lassen.

Der Schatz befindet sich also im Dom?

Nicht im Dom, sondern *auf* dem Dom! Aber der Weg dahin führt durch den Dom. Der Schatz befindet sich in einem Versteck oben auf dem Thurm.

Kommt, mein frommer Bruder, sagte der General hastig, lasset uns sogleich dahin gehen! Lasset uns den Schatz retten! Zeigt mir den Weg!

Der Mönch schritt mit raschen Schritten dem Portal des Domes zu. Die Schildwachen vor demselben salutirten, die Officiere begrüßten ehrfurchtsvoll den commandirenden General.

Ich will mir das alte Gebäude noch einmal anschauen, bevor es von der Erde verschwindet, sagte Melac lächend. Man wird hoffentlich mit dem Feuerwerk warten, bis ich zurückgekehrt bin.

Und über seinen eigenen Scherz in lautes Lachen ausbrechend überschritt der General die Schwelle des Gotteshauses, dem Mönch folgend, der innerhalb desselben ihn erwartete.

IV.

Die Rache.

Tiefes Schweigen herrschte in den weiten Hallen, durch welche der Mönch und der General dahin schritten; nur zuweilen ward das Schweigen unterbrochen durch ein Todesgestöhn, durch das dumpfe Röcheln eines Sterbenden. Denn nur Todte und Sterbende waren es, die als letzte Andächtige noch in der Todesstunde des heiligen Domes sich in demselben befanden. Die Soldaten hatten ihr Räuberwerk zu Ende geführt, sie hatten „den Honig erbeutet und die Bienen getödtet." Die letzte Habe der armen Leute, mit welcher sie sich in den Dom geflüchtet, hatten sie ihnen geraubt und hatten sie fortgeschleppt, nachdem sie zuvor die Eigenthümer erbarmungslos niedergehauen und gemordet hatten. Eine ganze Stunde lang hatte im Innern des Gotteshauses ein furchtbarer Kampf

gewüthet, und der heilige Raum hatte widergehallt von dem Wuthgeschrei der Soldaten, dem Angstgeschrei, dem Weherufen der Verwundeten und Sterbenden. Dann war Alles beendet gewesen, und nachdem sie ihre Beute in Sicherheit gebracht, hatten die Soldaten noch einmal die Runde gemacht durch die schönen, erhabenen Hallen, um sich zu vergewissern, daß nicht irgendwo hinter den Pfeilern oder Säulen sich irgend Jemand verborgen habe, um sich oder sein Eigenthum zu retten. Um die Sterbenden, die in Todesnöthen Ringenden hatten sie sich nicht gekümmert, an ihnen waren sie achtlos vorübergeschritten.

Auch der General that das jetzt. Ohne Mitleid, ohne Theilnahme ging er vorüber an den Sterbenden, schritt er dahin durch die Blutlachen, in denen sie lagen, schaute er in die gebrochenen Augen, welche emporstarrten zum Himmel, als wollten sie die Rache desselben hernieder beschwören. Was kümmerten ihn die Gestorbenen, ihn, dessen ganze Seele nur erfüllt war von dem Einen wonnevollen, jauchzenden Gedanken: Eine Million! Ich gehe, um mir eine Million zu holen!

Er trieb den Mönch, der hier und da bei einem der Sterbenden verweilen wollte, zu größerer

Eile an, und drängte ihn zu rascherem Vorwärtsschreiten.

Es sei, sagte der Mönch, Ihr wollt es, Excellenz, beeilen wir unsere Schritte, um zum Ziel zu gelangen!

Er eilte rascher durch das große Mittelschiff der Kirche hin, schritt vorüber an dem großen Hauptaltar der Tribüne, und trat in den engen Raum, der sich hinter demselben befand. Hier in der Ecke der Mauer war eine kleine Thür angebracht. Der Mönch öffnete sie und trat dann zurück, um dem General den Vortritt zu lassen.

Wohin führt diese Thür? fragte Melac. Wie mir scheint, ist eine Wendeltreppe hinter derselben.

Ja, Excellenz, und diese Wendeltreppe führt grade hinauf in den Thurm, in welchem sich unser Schatz befindet.

Er befindet sich innerhalb des Thurmes? fragte Melac hastig.

Nein, General. Wir müssen erst die ganze Wendeltreppe hinaufsteigen und dann hinaustreten auf die kleine Gallerie, welche um die Spitze des Thurmes angebracht ist. In dieser äußersten Spitze befindet sich der Schatz, aber in einem so künstlichen Versteck,

daß man ihn nicht auffindet, wenn man das Geheimniß nicht kennt.

Nun, zum Glücke kennt Ihr es, sagte der General.

Ja, und ich werde es Euch zeigen, Excellenz. Habt also die Güte und schreitet hinauf. Da ich nicht mehr nöthig habe als Euer Wegweiser voranzugehen, ist mein Platz hinter Euch, wie sich's gebührt.

Es ist wahr, die Wendeltreppe zeigt mir von selbst den Weg hinauf, sagte der General, indem er an dem Mönch vorüberschritt, und mit der ganzen Ungeduld eines Geizigen, der eine Million in Aussicht hat, die schmale, steile Treppe hinauf zu klimmen begann.

Der Mönch folgte ihm mit hastigen Schritten. Er blieb immer dicht hinter dem General, und in seinen Augen, die er fest und unverwandt auf ihn gerichtet hielt, flammte jetzt wieder jener unheimliche Blitz wilden Zornes, den er bisher gewaltsam unter seinen niedergeschlagenen Augenlidern verborgen gehalten. Eine wunderbare Veränderung war in seiner ganzen Erscheinung vorgegangen, seit sie Beide die Wendeltreppe betreten hatten. Das war nicht mehr die Haltung eines Klosterbruders, sondern eines Soldaten, sein Kopf war hoch gehoben, sein runder gebeugter Rücken war straff und stolz aufgerichtet, und

seine breite Brust hob sich kräftiger und freier empor. Das war auch nicht mehr das Angesicht eines frommen Mönches, der demüthig seinem Vorgesetzten folgt, sondern das grausame wilde Antlitz eines Tigers, der vorsichtig hinter seiner Beute dahin schleicht, und mit wuthblitzenden Augen auf den Moment späht, wo er ihn packen und erdrosseln kann.

Aber auch das Antlitz Melac's hatte sich verändert, vorher freundlich und ruhig, war es jetzt düster und höhnisch, ein grausames spöttisches Lächeln umspielte seine breiten wulstigen Lippen, ein wilder Triumph blitzte in seinen Augen. Die Hand auf sein Schwert gestützt ging er weiter, und immer höhnischer ward sein Lächeln, immer flammender der Blitz seiner Augen.

Sobald er mir das Geheimniß enthüllt hat, sagte er zu sich selber, sobald seine Hand sich ausgestreckt hat, um mir die Stelle zu zeigen, wo der Schatz liegt, packe ich ihn mit meinen beiden Armen und schleudere ihn hinunter in den Abgrund. Ich sehe nicht ein, warum ich den Schatz mit Jemanden theilen, warum ich ihn nicht allein behalten soll. Bei Gott, das Leben eines elenden Mönches ist nicht so viel werth, als eine Million!

Ahnte der Mönch diese grausamen Mordgedanken Melac's? Konnte er, obwohl er das verhaßte Antlitz des Generals nicht sah, dennoch lesen in seinen Gedanken? Wußte der Mönch, was in der Seele Melac's vorging? Er kannte mindestens den grausamen, blutgierigen und erbarmungslosen Sinn der Hyäne von Eßlingen, und an dem, was er gethan, wußte der Mönch, was Melac zu thun fähig sei.

Auch das Antlitz des Mönches wurde immer düsterer, immer flammender in Zorn und Haß. Seine Augen blitzten immer höher auf, waren unverwandt auf die breite kräftige Gestalt des Generals gerichtet. So schritten sie die schmale Wendeltreppe hinauf, beide schweigend, weil sie Beide zu sehr beschäftigt waren mit ihren finsteren Gedanken. Zuweilen, wenn die Treppe sich drehte, und den Luftöffnungen in der Mauer sich entzog, verschwanden die beiden düsteren Gestalten in der Dunkelheit wie vorüberhuschende Geister der Nacht, dann bei einer neuen Wendung fiel das durch die Maueröffnung hereinströmende Licht wieder mit blendender Helle auf die beiden vorüberschreitenden Männer und beleuchtete das wilde hohnlächelnde Gesicht des Generals, das düstere, trotzige Antlitz des Mönches mit grellen Streiflichtern.

Jetzt, bei einer abermaligen Wendung der Treppe fiel ein neuer Lichtstreifen auf die beiden Gestalten, aber dies Mal kam er nicht von der Seite, sondern von oberhalb. Es war das Licht, welches von oben, von dem Eingang des Thurms in die Treppe einfiel.

Wir werden bald am Ziel sein, sagte der General aufathmend, indem er einen Augenblick still stand, um Luft zu schöpfen.

Ja, wir werden bald am Ziel sein, wiederholte der Mönch, und er lösete mit einer raschen Bewegung den langen härenen Strick ab, der doppelt sein Gewand zusammenhielt.

Was macht Ihr denn da? fragte Melac, der eben die vorletzte Stufe der Treppe betrat, indem er sein Haupt zurückwandte.

Ich löse den Strick ab, mit welchem ich den wilden Stier fangen will, rief der Mönch, und in demselben Moment warf er den langen dicken Strick dem General über den Kopf, zog ihn mit Blitzesschnelle um seine Taille nach hinten zusammen, so daß die beiden Arme Melac's mit in dem Strick festgehalten wurden, warf mit ungeheurer Kraft den Strick noch einmal ihm um den Leib, zog hinterwärts die beiden

Enden noch straffer in einander, und schlang sie in einen festen Knoten zusammen.

Das Alles war mit so ungeheurer Geschwindigkeit, so überraschender Geschicklichkeit geschehen, daß der General eingeschnürt und des Gebrauchs seiner beiden Arme beraubt war, bevor er nur einen Versuch hatte machen können, sich zur Wehre zu setzen. Aber jetzt von seinem augenblicklichen Schrecken sich erholend, versuchte er mit der Kraft seiner muskelstarken Arme die Stricke zu zerreißen, sich frei zu machen von den fürchterlichen Banden, mit denen der Mönch ihn gefesselt hielt. Bei dieser Anstrengung, bei dem gewaltigen Ruck, den er dabei seinem ganzen Körper gab, glitten seine Füße aus, er strauchelte und fiel vornüber, so daß sein Gesicht auf die breiten Granitplatten aufschlug, mit denen die Gallerie des Thurms gepflastert war, während der untere Theil seines Körpers noch auf der Wendeltreppe lag.

Wie ein Tiger sprang der Mönch jetzt über die hingesunkene Gestalt auf die Plattform, dann warf er sich neben Melac nieder, kniete er ihm auf dem Nacken, während er mit der einen seiner kräftigen Fäuste die beiden Enden des Stricks gepackt hielt, riß er aus der Brusttasche seines Mönchskleides ein dickes

Tuch hervor, und schlang dasselbe zwei Mal um den Hals und Mund des Generals.

Man könnte sonst da unten vielleicht das Brüllen des wilden Ebers hören, sagte er, und Du sollst sterben ohne Gott und die Menschen um Mitleid anflehen zu können.

Ein dumpfes Aechzen drang aus der Brust Melac's hervor, und ein Zittern der Wuth zuckte durch seinen ganzen Körper hin. Der Mönch lachte hell auf, als er das sah; emporspringend von seinen Knieen faßte er mit seinen beiden Händen die Enden des Strickes, und schleppte und zog den Gefesselten über die Plattform dahin nach dem kleinen, spitz zulaufenden Thurm, der in der Mitte der Plattform emporstieg, und auf dessen äußerster Spitze die goldene Wetterfahne sich drehte. Dieser kleine Thurm oder diese Pyramide, die von der Höhe des eigentlichen Thurms sich erhob, war rings mit eisernen Platten belegt, aus denen an den vier scharfen Kanten der Pyramide steinerne Verzierungen in Form von Rosetten und Blättern hervortraten.

Der Mönch schlang die beiden Enden des Strickes um zwei dieser Rosetten, die fast an der Spitze des Thurms sich befanden, dann sich selber auf die Platt-

form niederkauernd, zog er mit aller Kraft seiner starken muskelkräftigen Arme die Stricke nieder, daß sie über die Steinrosetten wie über eine Winde dahin rollten und den an ihrem anderen Ende befestigten General wider seinen Willen emporzogen. Von den Stricken gehalten, von ihnen emporgewunden, stand oder lehnte er an der Thurmpyramide. Der Mönch befestigte mit ungeheurer Schnelligkeit und Gewandtheit den Strick um die Rosetten und schlang ihn in einen festen künstlichen Knoten zusammen. Dann, nachdem er Alles dies schweigend und ohne ein Wort, eine Drohung, zu Ende gebracht, als er sah, daß für Melac kein Entrinnen, kein Entkommen mehr möglich, dann sank er auf seine Kniee nieder, und sein Antlitz zum Himmel erhebend, faltete er die Hände.

Mein Gott, rief er mit lauter feierlicher Stimme, mein Gott, ich danke Dir, daß Du mich mein Ziel hast erreichen lassen. Ich danke Dir, daß Du gerade mir gestattet hast, Rache zu nehmen an diesem Ungeheuer, ich danke Dir, daß Du mich auserkoren hast, der Henker dieses Mörders zu sein. Du hattest ihn auf die Erde gesandt als eine blutige Geißel, welche die deutschen Völker sollte aufjagen aus ihrer Erschlaffung und Apathie. Er hat seine Bestimmung

vollendet, die französische Blutgeißel hat ihr Werk vollbracht. Deutschland erhebt sich, und ist einig in Zorn und Schmerz. Aus Ungarn sendet der Kaiser seine Armee, damit sie Rache nehme an den französischen Bluthunden, und um den Kaiser schaaren sich alle Fürsten und schicken ihre Krieger aus, damit sie Theil haben an der Rache gegen die Würgengel Deutschlands. Sie werden ihr heiliges Rachewerk vollführen und Deutschland befreien von Frankreich. Diesen aber, diesen Henker so vieler Unglücklichen und Unschuldigen, diesen hast Du in meine Hand gegeben, denn Du bist gerecht, o Gott! Da ich durch ihn das Ungeheuerste erlitten, giebst Du ihn mir, damit ich ihn strafe. Dein Wille geschehe, mein Gott, ich werde ihn strafen! Amen!

Nun erhob er sich wieder von seinen Knieen, und schritt dicht heran zu Melac, dessen Antlitz bleich war wie das einer Leiche, dessen Augen überflossen von Thränen, die ihm die Wuth, der ohnmächtige Zorn erpreßten.

Die Augen des Mönchs bohrten sich wie zwei funkelnde Dolchspitzen in dieses wuthentstellte blasse Angesicht, und ein Strahl der Freude flog über seine Züge hin.

Ich habe diesen Moment ersehnt seit drei langen furchtbaren Monaten, sagte er, und jedes Wort fiel langsam und schwer wie ein Regentropfen aus einer Gewitterwolke von seinen Lippen. Ich habe meine Tage ohne Ruhe, meine Nächte ohne Schlaf durchseufzt, ich bin zu einem Tiger geworden, welcher nichts dachte, als Blut, auf nichts sann, als wie er seine Beute packen wolle, daß sie ihm nicht mehr entgehe. Seit Monaten schleiche ich meiner Beute nach. Hundertmal hätte ich sie packen und in meinen Tatzen erwürgen können, aber es wäre ein zu rascher Tod gewesen, die Hyäne von Eßlingen durfte nicht begnadigt werden mit einem schnellen Tode, wie Gott ihn zuweilen den Gerechten und den Guten verstattet. Die Hyäne von Eßlingen muß sterben, langsam, qualvoll, in grauenvoller Einsamkeit, allein und unbeklagt. General Melac, Du hast heute Deine letzten Mordthaten begangen. Drunten in der Kirche liegen Deine letzten Opfer. Es ist vorbei mit Dir, Du bist an Deinen Scheiterhaufen angebunden, Dich erwartet der Feuertod!

Ein glühendes Roth schoß über das bleiche Antlitz Melac's hin, ein convulsivisches Zittern durchfuhr seine ganze Gestalt, und seine Augen, in denen die Thränen

der Wuth getrocknet waren, hefteten sich mit einem Ausdruck angstvollen Flehens auf den Mönch hin. Er verstand den Ausdruck dieser Augen, und ein höhnisches Lächeln glitt über sein energisches und kühnes Angesicht hin.

Nein, sagte er mit lauter triumphirender Stimme, nein, kein Erbarmen. Du hast aus mir ein wildes Thier gemacht, und es giebt in meiner Seele kein menschliches Erbarmen mehr. Der Plan, den ich ersonnen in langen qualvollen Nächten, er ist gelungen. Ich habe Dich und ich halte Dich, und ich gebe Dich nicht wieder frei. Du wirst sterben, ohne auf Erden ein Grab zu haben; der Wind wird Deine Asche hinauswehen in alle Weltgegenden, und wo sie hinfällt, da wird das Gras verdorren, und Blüthe und Bäume erstarren, denn Deine Asche ist verflucht, wie Deine Seele, verflucht, wie es Dein Andenken sein wird in Deutschland, so lange die Welt steht, und so lange die Menschen einen Mund haben, um zu erzählen von den gottverlassenen Ungeheuern, welche dahin gebraust sind über die Welt als die Würgengel der Menschen und die Erde getränkt haben mit unschuldig vergossenem Menschenblut. Du hast Deutschlands schönste Länder in eine Wüste umgewandelt, in einer Wüste

wirst Du sterben, und Oede und Schweigen wird um Dich her sein in Deiner Todesstunde, und Nichts wirst Du hören, als die Stimmen Deines Gewissens, die Dich verklagen, Dich verurtheilen. Und in dem letzten Momente, wenn die Flammen zu Dir emporzucken, wenn sie Dich fassen mit ihren glühenden Armen, dann gedenke der Jungfrau von Eßlingen, dann gedenke an Marie Wengelin, die Schande und Tod auf sich genommen hat, um ihre Vaterstadt zu erretten, an Marie Wengelin, die sich selber hingeopfert hat für ihre Mitbürger. Sie war meine Braut, sie ist gestorben in meinen Armen, und auf ihr erkaltendes Haupt legte ich meine Hand und schwur, sie zu rächen an ihrem Mörder. Ich habe meinen Schwur erfüllt! Du stirbst eines qualvollen Todes. Brandstifter und Mörder, Du hast den Scheiterhaufen erstiegen, und im Himmel und auf Erden ist keine Rettung mehr für Dich! Verflucht war Dein Leben, verflucht sei Dein Sterben! Damit Du alle Qualen Deiner letzten Stunden kennst, will ich Dir sagen, was ich jetzt thun werde. Ich gehe wieder hinunter in den Dom, ich suche unter den Gemordeten, ob darunter noch Einige sind, welche leben, welche ich erretten kann. Finde ich sie, so rufe ich einige von den draußen stehenden

Soldaten, und befehle ihnen in Deinem Namen, sie hinauszutragen und in dem Rathhaus zu betten. Damit sie an solche ungewohnte Aufwallung Deines Mitleids glauben, zeige ich ihnen als Wahrzeichen Deinen Siegelring. Gieb ihn mir!

Er näherte sich dem Gefesselten, und zog von seiner Hand den breiten kostbaren Ring, den er immer zu tragen pflegte, und der mit den funkelnden Brillanten, welche das Wappenschild umgaben, seinen Soldaten gar wohl bekannt war. Ein lautes Aechzen und Stöhnen drang aus Melac's Brust hervor, als der Ring von seinem Finger glitt, seine Augen schossen zornige Blitze, und er stampfte mit den Füßen in ohnmächtiger Wuth.

Ich danke Dir für Deinen Ring, sagte Kaspar mit einem höhnischen Lachen. Ich werde ihn zu dem Grabe meiner Braut tragen, und ihn dort in die Erde versenken. Aber höre weiter, was ich thue. Wenn ich die Sterbenden aus dem Dom gerettet, gehe ich hinauf in das Rathaus nach dem großen Saal, wo Deine Generäle Dich erwarten. Ich zeige ihnen wieder Deinen Siegelring und sage, daß ich für Dich das Zeichen zum Beginn des Feuerwerkes geben soll. Das wird in Allem eine halbe Stunde

Zeit erforden. Melac, in einer halben Stunde beginnt Dein Scheiterhaufen zu brennen. Aber es werden Stunden vergehen, schöne lange Stunden, ehe die Flammen Dich hier oben gefunden haben. Du wirst vielleicht das Glück haben noch eine ganze Nacht zu leben, ehe der Thurm zusammenstürzt und Dich begräbt in dem Feuermeer. Benutze diese Zeit, um zu bereuen und zu beten, und möge Gott alsdann Deiner Seele gnädig sein! Ich fluche dem Lebenden, aber dem Todten werde ich vergeben!

Er wandte sich ab und ging über die Plattform nach der Wendeltreppe hin. Die Augen des Gefesselten folgten ihm mit einem Ausdruck unaussprechlichen Entsetzens. Er sah die hohe kräftige Gestalt Kaspar's in der dunklen Oeffnung der Treppe verschwinden, er hörte eine Zeit lang noch den dumpfen Schall seiner Schritte, der schwächer und immer schwächer ward. Dann ward Alles still, dann herrschte tiefes Schweigen rings um ihn her. Ein furchtbares marterndes Schweigen! Kein Laut einer Menschenstimme, kein Geräusch des Lebens drang empor zu dieser einsamen Höhe, nur zuweilen flatterte ein Vogel heran, und setzte sich auf die Gallerie, welche die Plattform umgab, und schaute mit klugen Augen und

nickendem Kopfe auf den seltsamen Schmuck hin, der da an der Thurmspitze befestigt war, und flog erschreckt von dannen, wenn das Ding sich regte und sein gefürchtetes Menschenthum verrieth. Der Gefesselte schaute ihm nach mit sehnsüchtigen Blicken, er sah, wie der Vogel mit lustigem Flug die Luft durchschnitt und sich aufschwang zu den Wolken, die wie weiße Schwäne am blauen Aether daher geschwommen kamen. Diese Wolken waren ihm etwas Trostreiches, Hoffnungsvolles. Er dachte, sie würden stehen bleiben, sie würden anschwellen und wachsen, um dann auseinander zu platzen, und mit ungeheuren Regengüssen das Feuer auszulöschen, welches vielleicht schon zu ihm emporzuckte. Aber die Wolken machten es wie die Vögel, sie flatterten vorüber, und der Himmel war wieder klar und blau. Wie weit auch das spähende Auge Melac's hinausschauete nach dem Horizont, nirgends mehr eine Wolke, ein Hoffnungsschimmer. Wie auf einer wüsten Insel im todten Meer schwebte er auf seiner einsamen Höhe, und kein weißes Segel, keine Rettung tauchte ihm empor aus der schweigenden Oede des Horizontes.

Und noch einmal versuchte er es, sich zu erlösen von den furchtbaren Banden, welche ihn hielten, noch

einmal strengte er alle seine Muskeln an um die Stricke zu zerreißen und seine Arme frei zu machen. Aber der Strick hielt ihn wie mit Eisenklammern, er schnitt sich durch das Gewand in sein Fleisch ein, und machte seine Arme anschwellen, seine Hände erstarren.

Er gab den Widerstand auf, er konnte nur noch hoffen auf Rettung von Andern, nicht von sich selber! Er überlegte, daß man endlich ihn doch vermissen, ihn suchen, sich vielleicht erinnern werde, daß Niemand ihn gesehen, seit er zu dem Thurm hinaufgestiegen. Aber mit der kalten Ruhe, die in der höchsten Noth und der äußersten Gefahr den Menschen eigen zu sein pflegt, berechnete er sich, daß es dann zu spät sein würde zu seiner Rettung, daß dann Niemand mehr die Flammen zu löschen, durch das Feuermeer hindurch zu dringen vermöge, um hinauf zu ihm zu gelangen.

Ich muß sterben, jammervoll sterben, sagte er zu sich selber, und es hätte ihm jetzt schon eine Wohlthat gedünkt, wenn er es nur laut mit seinen Lippen hätte sagen können, wenn er nur seine eigenen Worte hätte vernehmen können, um sich selber als einen Menschen in der Einsamkeit zu hören.

Aber kein Laut drang von seinen verschlossenen

Lippen, das Tuch legte sich wie eine Riesenschlange um seinen Mund, um seinen Nacken, es erstickte seinen Schrei der Qual, der Verzweiflung, es bannte das Wort von seinen gefesselten Lippen!

Wie furchtbar war dieses Schweigen, diese Einsamkeit. Nichts Lebendes um ihn her, die Welt unter ihm hinabgesunken, und er allein hier oben auf schwindelnder Höhe, wie ein Vogel in der Luft und doch wie ein Todter in seinem Grabe! Und aus diesem offenen Grabe erschauete sein sehnendes Auge noch die Welt, und sah wie schön sie war!

Da lag sie vor ihm im hellen Sommerglanze, diese schöne Welt, da lag sie in einem köstlichen Panorama vor ihm hingestreckt, und es schien ihm, als habe er sie nie so schön, so sonnig gesehen. Da dehnten sie sich hin in malerischer Ruhe die grünen Hügelketten, und hinter ihnen hoben sich in violettem Schimmer die höhern Bergrücken empor, den Horizont begrenzend und emporsteigend zum blauen Himmel. Da auf der andern Seite senkten die Hügel sich nieder in die weite Ebene, und da waren grüne Wiesen, und dunkle Waldungen, da war der Rheinstrom, der wie ein breites silbernes Band durch das

Grün sich dahin zog, und dessen Ufer geschmück waren mit Städten und Dörfern.

Wie wunderschön doch die Welt war! Melac hatte niemals darauf geachtet, er hatte es niemals gesehen, jetzt sah er es, jetzt, da er von der Welt scheiden mußte!

Nein, nicht scheiden! Es gab vielleicht noch eine Rettung, es mußte eine Rettung geben! Es war nicht möglich, daß er, der mächtige General einer Armee, er, der über Tausende von Menschen zu gebieten hatte, daß Er so klanglos verschwinden solle aus der Reihe der Lebendigen! Man mußte ihn suchen, man mußte ihn vermissen!

Auf ein Mal, wie er das dachte, ward die furchtbare Stille um ihn her durch einen lauten, weithin schallenden Klang unterbrochen, der die Luft wie mit Donnergebrause durchzitterte und den Thurm beben machte, als ob unsichtbare Geister ihn schüttelten.

Die große Glocke, welche unterhalb der Plattform im Thurme hing, begann mit lauten Schlägen die Stunde anzugeben. Jeder einzelne Schlag traf das Haupt des Verurtheilten wie ein Schwerthieb, erklang vor seinem Ohr wie die Drommete des jüngsten Gerichts.

Er erinnerte sich, daß Kaspar ihm gesagt, in einer halben Stunde würde Alles abgethan sein, in einer halben Stunde würde er in den Rathhaussaal eintreten, und statt des Generals das Zeichen geben, daß der Brand beginnen solle. — Die halbe Stunde war abgelaufen, denn gerade als Kaspar gesprochen, hatte die Uhr die halbe Stunde geschlagen und jetzt schlug sie die volle Stunde.

Die Gedanken Melac's richteten sich nach dem Rathhaussaal, er sah Alles mit seinem innern Auge so deutlich, als träte er wirklich mit Kaspar hinein in den großen Saal. Er sah, wie die Generäle und Officiere verwundert auf den Mönch hinblickten, der ihnen die Botschaft des Generals Melac brachte, daß er sich plötzlich unwohl gefühlt, und sich in sein Quartier zurückgezogen habe. Er sah, wie er zur Bestätigung seiner Aussage den Siegelring des commandirenden Generals zeigte, und wie Feuqières ihn betrachtete und ihn dann, ganz überzeugt, dem Mönch wieder darreichte. Er sah, wie Kaspar nun zu dem Fenster hinschritt und es öffnete, und mit dem weißen Taschentuche hinauswinkte. Und er wußte, die Feuerwerker hatten nur auf dieses längst ersehnte Zeichen gewartet, sie hatten längst mit den brennen=

den Lunten bereit gestanden, und so wie sie das Tuch flattern sahen, näherten sie die Lunten dem Werg, dem Stroh und den Schwefelfäden, die wie ein Netz über den Dom ausgespannt waren und hinauf reichten bis zum Sparrenwerk des Daches. Und sofort loderten die Brennstoffe empor, züngelten die glühenden Schlangen hinauf und hinunter an dem Gebäude und vergoldeten die Fenster und das alte Gesims, und kletterten wie lustige Salamander die Mauer auf und ab.

O, er sah das Alles, denn er hatte es so oft gesehen, es war ihm ein so gewohntes, so angenehmes Schauspiel gewesen! Er sah das Alles, sah die Flammen aufzucken, sah die Generäle aus den Fenstern schauen und das imposante Schauspiel bewundern! Und keiner dachte an ihn, Keiner hatte eine Ahnung von den Qualen, die er erduldete! Nur Einer schauete empor zu der Thurmspitze, nur Einer wußte, was der dunkle Punkt bedeute, der da an der Thurmspitze sich emporhob, und den die Andern vielleicht für einen Vogel hielten, wenn sie ihn überhaupt beachteten. Nur Einer wußte, daß es ein Mensch sei, der da oben in gräßlicher Höhe, in einsamer Qual dem Tode entgegen schauete, und dieser Eine war sein Henker, sein Mörder!

Er wollte ihm fluchen, er wollte in dem Grimme seines Herzens die Rache des Himmels anflehen, aber der Gedanke kroch scheu und ängstlich in seine Seele zurück, denn er erinnerte sich, wie oft solches Flehen von den Lippen Sterbender zum Himmel aufgestiegen und für ihn, für den General Melac, die Rache Gottes gefordert habe! Er erinnerte sich seiner Thaten, und sie stiegen wie furchtbare Geistergestalten zu ihm empor, und die Gräber alle da unten thaten sich auf, und die Leichen derer, welche er gemordet hatte, stiegen empor zu ihm und schaueten ihn an mit erloschenen Augen, und hoben die Hände gegen ihn, um ihm zu fluchen!

Auf einmal zuckte ein röthlicher Schein durch diese schwirrenden Geister dahin, es ward heller und leuchtender, und wie in einer Verklärung strahlte es auf über der ganzen Stadt, und vergoldete mit seinem Flammenglanz das silberne Band des Rheinstromes, des deutschen Flusses, den Melac so oft geröthet mit dem Blute seiner Opfer! Das Feuer! Das Feuer war da, es hatte den Dom erfaßt! Es leckte empor zu ihm! Der Scheiterhaufen brannte! Melac war verloren! Verloren! —

Ja, er war verloren! Kein Mensch dachte an ihn,

kein Mensch vermißte ihn! Die Generäle hatten arglos der Botschaft des Mönchs geglaubt, denn es war nicht das erste Mal, daß Melac irgend einen Boten durch Uebersendung seines Ringes beglaubigt hatte, und Kaspar, der seit Wochen sich spähend und lauernd immer in der Umgebung des Generals befunden, Kaspar hatte das sehr wohl gewußt und sehr richtig berechnet. Nein, Niemand vermißte Melac, die Generäle und Offiziere waren Anfangs nur ein wenig erstaunt über das plötzliche Unwohlsein des Generals, das ihn sogar verhinderte, seinem Lieblingsvergnügen, einer Feuersbrunst, beizuwohnen. Dann aber vergaßen sie es, und gaben sich ganz und gar dem großartigen Schauspiele hin, das sich vor ihnen aufrollte.

In der That, es war ein großartiges, ein imposantes Schauspiel, diesen hohen Dom mit seinen schlanken Pfeilern, seinen Thürmen und Thürmchen, seinen Rosetten und Spitzbögen zu sehen in der grellen Beleuchtung der Flammen, die wie glühende Lava an ihm herauf und hinunter wogten, die hier in ungeheuren Garben aufloderten, dort in zierlichen Schlangenwindungen, den Schwefelfäden folgend, hinauf ringelten zu dem Dache, und wie Irrlichter auf demselben hin und her hüpften, bis sie wieder einem ir-

gendwo angehäuften Brennstoffe begegneten, und neue Gluthen aufleuchten ließen. Immer höher, immer gewaltiger schlugen die Flammen auf, bald stand das ganze Gebäude in Feuer, und aus der Mitte dieses wogenden, zischenden und sprühenden Feuermeers, das ringsum den Platz in seine dunkelrothen Gluthen tauchte, sah man nur noch den hohen Thurm schwarz und düster emporsteigen zum Himmel.

Auf diesen Thurm waren die Augen Kaspars starr und stumm gerichtet. Er war, nachdem er seine Botschaft ausgeführt und das Zeichen gegeben hatte, wieder hinabgegangen auf den Platz, und sich an eins der leeren, verlassenen Häuser lehnend, die dem Dome gegenüber standen, schauete er mit einem Ausdruck, zugleich des Triumphes und des Kummers dem Brande zu, welcher eins der schönsten Denkmäler deutscher Baukunst und deutscher Geschichte der Zerstörung dahin gab.

Ich hätte den Dom vielleicht retten können, sagte er zu sich selber. Ich hätte, nachdem ich Ihn dort oben angefesselt hatte, hinabgehen können, um zu sagen, daß Melac den Brand verbiete, daß er das Gotteshaus verschonen wolle, und deshalb befehle, alle Brennstoffe von demselben zu entfernen. Man

würde mir vielleicht geglaubt und den Befehlen Melac's gehorsamt haben. Aber alsdann würde man gefragt, geforscht haben nach dem General, und man hätte ihn entweder gefunden, und dann war der Dom sicherlich verloren, oder man hätte ihn nicht entdeckt, und dann hätte der Feind in seinem Rachedurst sicherlich die ganze Stadt in Brand gesteckt. Nein, ich konnte den Dom nicht retten, er flammt zum Himmel empor als ein ewiges Brandmal französischer Grausamkeit und Barbarei, als ein Brandmal, welches Deutschland nimmer vergessen kann, und das noch nach Jahrhunderten jeden Deutschen mahnen soll zur Feindschaft und Rache wider Frankreich! Lodert nur empor ihr Gluthen, schreibt mit unvergänglichen Flammenzügen in das Gedächtniß der Menschen ein, was für Verbrechen Frankreich an Deutschland verübt hat, Verbrechen, welche niemals vergeben, niemals gesühnt werden können! Lodert empor, ihr Gluthen, und begrabt in den Trümmern des deutschen Gotteshauses den Mordbrenner so vieler deutscher Städte, begrabt die Hyäne von Eßlingen!

Er schauete wieder empor, er sah, wie jetzt die Flammen mit ihrer ungeheuren Lohe schon hinaufstiegen zu dem Thurm, wie sie zuweilen mit ihren

Feuerzungen die Plattform da oben beleckten, und die Pyramide in der Mitte derselben mit gluthrothem Schein anhauchten. An dieser Pyramide sah er es dann aufleuchten wie zwei Sterne, und er wußte, daß es die goldenen Epauletts des französischen Generals waren, welche da aufleuchteten im Feuer des deutschen Domes, und eine wilde Freude erfaßte sein Herz und ließ sein Antlitz erglühen im Triumph der Rache.

Die Nacht brach herein, aber auf dem Domplatz von Speier war es immer noch heller, glühender Tag, denn das Feuer, das jetzt das ganze mächtige Gebäude erfaßt hatte, hauchte den Himmel wie mit Morgenröthe an, und goß seine leuchtenden Flammen über den weiten Platz hin! Allmälig ward es still auf demselben, allmälig wurden die französischen Soldaten des Schauspiels überdrüssig, das sie sich stundenlang angeschaut, und sie gingen fort, um es sich bequem zu machen in den Häusern der vertriebenen Bürger, und sich die Beute zu beschauen, welche sie heute an den Gemordeten gemacht.

Auch die Stabsoffiziere hatten den Rathhaussaal verlassen und waren in ihre Quartiere gegangen. Niemand war mehr auf dem Platze, außer Kaspar, der immer noch emporschauete zu dem Thurm, dem

Scheiterhaufen des Generals Melac! Jetzt hatten die Flammen ihn ganz und gar eingehüllt, jetzt sah man nichts mehr als eine ungeheure Feuersäule, die majestätisch und erhaben zum Himmel aufstieg. Dann auf einmal ertönte ein donnerähnliches Krachen, das Feuer schlug und spritzte wie mit brausenden Meereswogen höher empor, und sank dann tiefer herab.

Der große Thurm war eingestürzt!

Kaspar faltete die Hände und schauete andächtig zum Himmel empor. Er ist todt, murmelte er, möge Gott seiner Seele gnädig sein!

In diesem Augenblick tönte von fernher durch die Straßen das Schmettern der Trompeten, das Rollen und Wirbeln der Trommeln, Soldaten kamen auf den Platz marschirt und zogen im Sturmschritt über ihn hin in die benachbarten Straßen, Offiziere sprengten im vollen Galopp daher, und Einer schrie es dem Andern zu: Wir suchen den commandirenden General! Er ist verschwunden! Er ist nirgends zu finden! Auf, auf, laßt ihn uns suchen, den General von Melac!

Und während die französischen Soldaten die ganze Nacht suchten und forschten nach dem verschwundenen General, wanderte der einzige Mensch, welcher ihnen

hätte Kunde geben können über sein Verbleiben, mit raschen Schritten von dannen und kehrte der verödeten Gräberstadt den Rücken. Rastlos wanderte er viele Tage und Nächte, bis er es endlich erreicht hatte, das Ziel seiner Wanderung, bis er eintrat in den stillen friedlichen Gottesacker, der sich unweit von der Burg vor der Stadt Eßlingen am Fuße des Berges dahin lagerte. Durch die Reihen der Grabhügel mit ihren Monumenten und Kreuzen schritt er hastig dahin nach jenem grünen blumenduftenden Hügel, über welchen ein großes Kreuz von Marmor sich erhob. Auf diesem Kreuze standen mit großen goldenen Buchstaben die Worte eingegraben: „Marie Wengelin. Die Retterin ihrer Vaterstadt. Größer als Judith, ward sie nicht an Holofernes zur Mörderin, sondern ging freiwillig in den Tod, nachdem sie ihre Mitbürger gerettet hatte von der fluchwürdigen Grausamkeit des französischen Tyrannen, des Generals Melac."

Vor diesem Kreuze knieete Kaspar nieder und küßte die goldene Schrift ihres Namens. Dann grub er mit seinen Händen zu den Füßen des Kreuzes eine kleine Grube, legte den Ring des Generals Melac hinein, und deckte die Erde und die Blumen sorglich wieder darüber hin.

Marie Wengelin, sagte er leise, während die Thränen in hellen Bächen aus seinen Augen über seine Wangen niederflossen, Marie Wengelin, schaue zu mir nieder und sieh, ich habe meinen Schwur erfüllt. Ich habe Dich gerächt an Deinem Mörder, ich habe ihn den Scheiterhaufen besteigen lassen. O, meine Marie, nun gieße ein wenig Trost und Frieden in mein Herz, nun erscheine mir mit Deinem milden Lächeln, wie sonst, nun drücke Deine Lippen auf meine Augen, damit sie nicht immer offen stehen und Dich schauen in der Qual Deiner Todesstunde. Die Rache ist vollbracht, nun möge die Liebe wieder über mir aufgehen und mich mit Dir vereinen, meine Marie! Das ist mein einziges Wünschen. Das Mönchsgewand, das mich verhüllte, werfe ich jetzt wieder von mir und ziehe wieder hinaus in die Schlacht. O wache über mir, Marie, und gieb mir auf dem Felde der Ehre einen ruhmvollen Tod. Ich lebe nur um zu sterben, und wenn ich sterbe, werde ich wieder aufleben mit Dir.

V.

Die deutsche Herzogin.

Nein, ich werd' nimmer meine Erlaubniß dazu geben, rief die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgehend. Nimmer soll's geschehen, daß mein Sohn, mein lieber guter Philipp, eine solche Mariage mache.

Madame, erwiderte ihr Gemahl ärgerlich, diese Mariage ist indessen, wie mir scheint, eine große Ehre für mich und mein Haus, denn Mademoiselle de Blois ist die Tochter meines Bruders, unseres königlichen Herrn.

Ja, die natürliche Tochter, wie Ihr klugen und feinen Leut' zu sagen pflegt, wenn Ihr der Sünd' und Schand' wollt' ein Facettl überhängen, und sie aufputzen mit allerlei Männerchen und Feigenblättchen. Ich denk' aber, es ist halt jedes Kind seiner Eltern

natürliches Kind, und blos das ist der Unterschied, daß diejenigen, welche Ihr die natürlichen Kinder nennt, eigentlich die unnatürlichen sind. Denn ist's nit unnatürlich und schlecht, daß ein Mann sein angetrautes Weib, dem er vor Gott's Altar hat Treu und Lieb geschworen, verläßt, hintergeht und betrügt, und an andere Weibsleut' sein' Lieb' und sein' Neigung hingiebt? Und so hat's der Bruder meines Herrn Gemahls gemacht, und —

Madame, unterbrach sie der Herzog, vergessen Sie nicht, daß Sie von Sr. Majestät dem Könige reden!

Ach was, König, rief die Herzogin unwirsch, wir sind hier allein zwischen unseren vier Wänden, und hier red' ich nit von dem König Ludwig dem Vierzehnten, sondern von dem Bruder meines Mannes, und was ich da sag', das geht den König gar nichts an, sondern blos den Mann. „Es steht halt keinem Menschen auf der Stirn geschrieben, daß er ein König ist, pflegte mein Vater selig zu sagen, und wenn man eines Nachtwächters Sohn heimlich in eine königliche Wieg' legen kann, so ist er ein königlicher Prinz, und wird seine Roll' so gut, wie alle Andern spielen."

Ich verbiete es Ihnen, in so unehrerbietigen Aus-

drücken von unserm erhabenen Herrn zu sprechen, schrie der Herzog, indem er sich hoch aufrichtete und sich bemühete, seiner kleinen Gestalt eine möglichst imposante Haltung zu geben.

Verbieten, rief die Herzogin mit einem stolzen Lächeln, Sie wollen mir verbieten, die Wahrheit zu sagen. Es ist freilich ein lästig Ding, die Wahrheit, versteht's gar nicht, zu scharmutziren und schön zu thun, und den Leuten den Hof zu machen, und angenehme Ding' zu sagen, wobei Einem das Herz hüpft vor Plaisir. Ist ein gar rauh' und strenges Weib, das niemals ein Blatt vor den Mund nimmt, und die Sache grad' herausnennt bei ihrem Namen.

Madame, sagte der Herzog mit einem spöttischen Lachen, Sie machen da eine Schilderung von der Wahrheit, welche Ihnen auf ein Haar gleicht.

Und Sie sagen mir da, ohne es zu wollen, die schönste und die angenehmste Schmeichelei, rief die Herzogin, und ein schönes und feines Lächeln flog über ihr so gutes und ehrliches Gesicht hin. Ja, Sie haben Recht, mein Gemahl, ich hab' etwas von der Wahrheit in mir, und ich glaub's Euch, daß ich Euch Allen ein ebenso unbequemes und fatales altes Weib bin, wie die Wahrheit selber es ist. Aber was

wollen Sie, ich hab' mich Euch feinen Hofleuten ja nit aufgedrungen, und es ist nit meine Schuld, daß ich hiehergekommen bin an Euren schönen glänzenden Hof. Ach, ich wär' ja viel lieber daheim geblieben in meinem ehrlichen lieben Deutschland, wär' ja viel lieber eine einsame, verlassene alte Jungfer geworden im schönen Heidelberger Schloß, als hier eine vornehme prächtige Herzogin, die sich unter Euch vergoldeten Herren grad' nur so vorkommt, wie ein armer Spatz unter lauter Paradiesvögeln und Papageien und Pfauen. Gar angstvoll und scheu ist mir armen grauen Spatz wohl zu Muth, wenn ich Eure glänzenden Federn sehe, und höre, wie geschickt und anmuthiglich Ihr schwatzen könnt, und seh', wie Ihr's Radschlagen versteht, daß Einem die Augen übergehen vor Staunen und Bewunderung. Aber ich hab' doch immer wieder Courag' gefaßt in mir selber, und es hat mich getröstet zu denken, daß die Federn und das Radschlagen blos auswendig sind, und daß das zierliche Geschwätz blos von den Lippen fällt, und blos Papageien-Weisheit ist, die man vom Hofmeister hat einstudirt bekommen. Ich hab' freilich keinen gelehrten Hofmeister und Gouverneur gehabt, sondern bin gar einfach erzogen, hab' meine grauen Federn nie-

mals hübsch aufgemalt und niemals mein Spatzengezwitscher für herrlichen Gesang ausgeben wollen! Es hat aber jedes Thierle sein eigenes Manierle, und es ist blos ein Jammer, wenn so ein arm Thierle etwas Anderes vorstellen soll, als es ist und sein kann.

Madame, sagte der Herzog hoheitsvoll, da es Ihnen beliebt, sich selber einen Spatz zu nennen, so darf ich nichts dagegen einwenden, obwohl es mir ziemlich unwürdig erscheint, daß man sich erlaubt, die Gemahlin des Herzogs von Orleans, die Schwägerin des großen Königs von Frankreich mit einem so plebejen Thiere zu vergleichen. Ich hätte wohl gewünscht, daß die Prinzessin von der Pfalz, als sie die Ehre hatte, meine Gemahlin zu werden, es sich zur ernsten Pflicht gemacht hätte, ihre etwas plebejen deutschen Manieren abzulegen, und die verfeinerten edleren Sitten unseres französischen Hofes anzunehmen.

Die schwarzen Augen der Herzogin blitzten höher auf, und eine dunkle Röthe schoß über ihre frischen und kräftigen Wangen hin.

Mein Herr Gemahl, rief sie ungestüm, es steht Ihnen frei, auf mich selber und meine armselige Person zu schelten und zu raisonniren, so viel es Ihnen

beliebt. Ich frag' nichts darnach, und ich vergelt's Ihnen in meinem Herzen gar redlich, wenn ich's auch nicht über meine Lippen kommen laß'. Aber mein geliebtes schönes Vaterland, mein herrliches prächtiges Deutschland, das sollt Ihr mich nicht verschimpfiren, und sollt Euch nicht bedünken, daß Ihr darüber die Achseln zucken und vornehm thun könnt. Es mag sein, daß Ihr französischen Leut' feinere Manieren habt, und Euch besser versteht auf Lügen und Listen. Der Fuchs hat auch ein feineres Fell und weiß sich zierlicher zu bewegen, wenn er die Hühner stiehlt, und die Eier aussaugt, als der große treue Hund, der das Haus bewacht, und es ganz zufrieden ist, wenn man für seine treuen Dienste ihm einen Knochen zum Abnagen hinwirft. Aber zuletzt heißt man den Fuchs doch einen Dieb und Räuber und stellt ihm Fallen auf und zieht ihm das Fell über die Ohren, während man den Hofhund, so tolpatschig und ungeschickt er auch sein mag, doch von ganzem Herzen lieb hat, und ihn nimmer weggeben und verlassen möcht. Ihr seid die Füchse und wir die Hunde, das ist wahr, und so behaltet denn nur Eure feinen Manieren, Ihr lieben französischen Füchse, und lasset uns unsere einfache

schlichte Weise, aber lasset uns auch unsere Treu' und unsere Redlichkeit!

Nun ja, Ihr Gleichniß ist ziemlich richtig gewählt, sagte der Herzog achselzuckend. Der tölpelhafte Hofhund liegt an der Kette und knurrt, während der zierliche Fuchs in den Hühnerstall schleicht, und die Eier trinkt und die Hühner würgt, ohne daß der Hund die Kraft hat, es zu hindern.

Hütet Euch aber, hütet Euch, wenn der ehrliche treue Hund in Wuth geräth und seine Kette zerreißt, rief die Herzogin mit flammenden Augen und drohender Geberde. Ihr habt ihn auf's Aeußerste gereizt, Ihr französischen Füchse, Ihr habt ihm sein Eigenthum gestohlen und seine Hühner erwürgt, aber ich sag's Euch, der Tag der Vergeltung wird kommen, und die guten ehrlichen Deutschen werden Euch strafen für Eure Mordgier und Eure räuberische Wuth. O mein Heidelberg, mein geliebtes Heidelberg, wenn ich an dich denk', möcht' ich blutige Thränen weinen, und mein ehrlich deutsches Herz thut mir gar jammervoll weh, daß die arme Prinzessin von der Pfalz hier bleiben und freundlich thun muß bei den Leuten, welche ihr die liebe Heimath verwüstet, und Alles was sie

liebt in ihrer Erinnerung und was ihr werth ist aus ihrer Jugendzeit in Schutt und Asche verwandelt haben.

Sie reden von der glorreichen Armee Sr. Majestät des Königs von Frankreich, schrie Herzog Philipp von Orleans, Sie reden von unsern Helden und Kriegern, welche sich Lorbeeren und Siege erwarben.

Ich rede von den Mordbrennern von Mannheim, Heidelberg und Eßlingen, rief die Herzogin, von den Henkern so vieler unschuldigen Menschen, von den Räubern und Plünderern so vieler deutschen Städte. O machen's nicht solche fürchterlichen Augen, und sehen's mich nicht so wüthend an, mein Herr Gemahl, mich schrecken's damit nicht, denn meine Sach' ist gut und gerecht, und ich hab' in meinem Herzenskummer keine Menschenfurcht. Ich sag's Euch Allen, als Raubmörder und Brandstifter seid Ihr eingefallen in Deutschland, das unschuldig vergossene Blut schreit zum Himmel und Gott wird ihm seine Rächer schicken. Das Herz möcht' ich mir ausweinen, wenn ich daran denk', und so desperat bin ich manchmal, daß ich in meinem Grimm mich von Euch abwenden und Euch Allen davon laufen möcht'! Und ich thät's sicherlich, und lief fort nach meinem unglücklichen geliebten Vater-

land, um mit ihm zu leiden, und wenn's sein muß, mit ihm zu sterben. Nur Eins hält mich hier zurück, nur Eins kann ich nicht lassen und nicht aufgeben, das sind meine geliebten Kinder, meine liebe kleine Elisabeth und mein schöner guter Philipp. Bin wohl eine gute treue Deutsche, aber eine noch viel zärtlichere Mutter, und so muß ich denn Alles tragen und hinnehmen, denn von meinen geliebten Kindern kann ich nicht lassen, kann mich nicht von ihnen trennen.

Und von mir sagen Sie gar Nichts, Madame, sagte der Herzog empfindlich. Ich bin Ihnen also gar Nichts, wie es scheint.

O ja, Sie sind der Vater meiner Kinder, sagte Elisabeth Charlotte einfach, Sie sind mein angetrauter Gemahl, und ich hab' Ihnen vor Gott Treue und Gehorsam geschworen, und habe meinen Schwur redlich erfüllt. Mehr konnte ich nicht schwören, denn ich hätt's doch nimmer halten können. Wir paßten nicht zu einander, Sie waren mir allzeit zu fein, und ich Ihnen zu grob, unsere zwei Herzen wollten niemals Ein Herz werden, sondern Jedes blieb für sich, und hatte auch seine Schmerzen und seine Freuden für sich, und hatt's immer zugedeckt mit einem Schleier, damit es der Andere nicht sehen und belauschen sollt'.

Wir konnten ja auch nicht dafür, hatten uns ja nicht aus Liebe geheirathet, sondern waren blos mit einander verheirathet worden aus Staatsraison, und weil wir Fürstenwaare sind, die man eben verschachert und verdingt, wie's der Profit mit sich bringt. Aber wenn ich Sie auch als meinen Gemahl nicht liebe, so liebe ich Sie doch als den Vater meiner Kinder, als den Mann, welchem mein lieber Sohn so ähnlich sieht. Denn er gleicht Ihnen, mein lieber Philipp, fuhr sie mit sanfter Schmeichelstimme fort, er hat ganz das Gesicht seines Vaters, auch ganz das angenehme, heitere und anmuthige Wesen seines Vaters.

Madame, sagte der Herzog, vor Vergnügen erröthend, Sie sagten vorher, daß Sie immer nur die Wahrheit sprächen, und jetzt sind Sie es, welche schmeicheln.

Nein, ich rede die Wahrheit, rief die Herzogin glühend, und indem sie in ihrer raschen energischen Weise des Herzogs Hand ergriff, zog sie ihn zu dem Bilde hin, das über dem Divan hing, und welches das lebensgroße Portrait ihres Sohnes, des jungen Herzogs Philipp von Chartres war. Sehen Sie, mein Gemahl, sagte sie, indem sie mit dem ganzen Ausdrucke mütterlicher Liebe und mütterlichen Stolzes

zu dem Bilde emporblickte, sehen Sie, welch' ein schönes Portrait unsers Sohnes mir Mignet gemalt hat, und was ein lieber herziger Junge unser Sohn ist. Denn er hat den guten Gedanken gehabt, sich für mich malen zu lassen, und ist heimlich immer zu Mignet in's Atelier gegangen, damit Niemand davon erfahren, sondern damit es eine rechte Freude sein sollte, mit der er mich gestern zu meinem Geburtstage überraschen wollte.

Ja, es war wieder einer von den übermüthigen und rücksichtslosen Streichen, wie der Tollkopf sie öfter macht, brummte der Herzog, er nimmt zu wenig Rücksicht auf die Etiquette und das Ceremoniell, er erinnert sich zu wenig, daß er die Ehre hat, der Neffe des Königs von Frankreich zu sein.

O, schelten Sie ihn darum nicht, sagte die Herzogin, die großen leuchtenden Augen immerfort auf das Bild gerichtet. Er hat vergessen, daß er der Neffe des Königs ist, indem er heimlich zum Maler Mignet ging, aber er hat sich erinnert, daß er der Sohn seiner Mutter ist, und daß er ihr eine Freude machen wollte. Und nun schauen Sie das schöne Gemälde an, mein lieber Herzog, und dann versuchen Sie es, mich zu widerlegen und mir wegzuleugnen, daß mein Philipp

seinem Vater gleicht! Sehen Sie die hohe gewölbte Stirn, er hat sie von Ihnen, und die großen feurigen und zärtlichen Augen, es sind ganz Ihre Augen, Monseigneur! Und die edle stolze Adlernase, das schöne Erbtheil der Bourbons, und diesen kleinen angenehmen, lachenden und sprechenden Mund, der ganz zu fröhlichen Scherzen und zärtlichen Küssen gemacht zu sein scheint. Das ist Ihr Mund, Monseigneur. O, Sie müssen sehr bezaubernd, sehr verführerisch gewesen sein in Ihrer Jugend, denn mein Sohn ist Ihr Ebenbild, und die Weiber sind schon jetzt ganz vernarrt in ihn, obwohl er ein Knabe von kaum sechszehn Jahren ist. Aber freilich, in Ihrer königlichen Familie ist man mit sechszehn Jahren schon ein Mann, und versteht Liebe einzuflößen und Leidenschaften zu erregen. Ich weiß ja, und man hat es mir ja oft erzählt, daß der Herzog Philipp von Orleans schon in seinem sechszehnten Jahre von den schönsten Damen des französischen Hofes leidenschaftlich geliebt ward, und daß die Herzogin de Labedoyère starb vor Gram, weil Sie ihre Leidenschaft nicht erwiderten.

Sie wissen das? fragte der Herzog freudig. Wahrhaftig, ich möchte wohl wissen, wer die Indiscretion gehabt hat, Ihnen das zu sagen!

O, alle Welt hat mir davon gesagt, man sprach davon in ganz Europa, rief die Herzogin, welche sich wohl hütete, ihren Gemahl daran zu erinnern, daß er selber ihr diese Geschichte bis zum Ueberdruß erzählte, und die in ihrer Mutterzärtlichkeit es nicht verschmähete, dem eitlen Gemahl schön zu thun und ihm zu schmeicheln. Der Ruf Ihrer Schönheit und Ihrer Unwiderstehlichkeit war längst zu mir gedrungen, bevor ich noch wußte, daß ich einst die Ehre haben sollte, Ihre Gemahlin zu werden. O, wie glücklich bin ich doch, daß mein Sohn seinem Vater ähnlich sieht, denn ich weiß wohl, daß der Vater der schönste junge Cavalier am französischen Hofe war!

Nach dem König, Madame, nach dem König! Ich bin ein zu guter Unterthan, als daß ich nicht in allen Dingen dem König, meinem Bruder, nachstehen sollte. Es freut mich aber wahrhaftig, wenn Sie finden, daß unser Sohn mir gleicht und mein Gesicht hat, doch ich denke, es wird mir auch gelingen, einige Aehnlichkeit mit seiner Mutter in seinem Gesicht aufzufinden.

Nein, Monseigneur, rief die Herzogin frohmüthig, er hat in seinem schönen Gesicht keinen Zug von seiner häßlichen Mutter. Aber in seinem Herzen hoffe ich, gleicht er mir ein bissel, und es ist Blut von

meinem Blut in ihm. „Es ist doch mein Sohn, sagte die Eul', als sie ein Adlerei aus Versehen mit ausgebrütet hatte, und von ihrer Mauerspalt aus dem Adler nachschaut', wie er gen Himmel flog. „Es ist doch mein Sohn, und ich freue mich, daß mein Sohn die Sonne sieht, die seine Mutter nimmer sehen wird." Ja, der schöne Philipp ist doch mein Sohn, wenn seine Mutter auch eine häßliche alte Eul' ist. Und nun, mein theurer Gemahl, nun denken zu müssen, daß dieser schöne und gute Junge, für den der liebe Herrgott gewißlich ganz expreß irgendwo einen Engel auf die Erd' geschickt hat, zu denken, daß Ihr Sohn dazu verurtheilt sein soll, eine so abscheuliche Mesalliance zu machen, und sein Wappenschild und seinen Stammbaum zu entehren, —

Aber, liebe Herzogin, unterbrach sie ihr Gemahl ungeduldig, Sie übertreiben in der That fürchterlich. Mademoiselle de Blois ist die Tochter des Königs, gleichviel, ob ihre Mutter seine legitime Gemahlin war oder nicht. Der König hat die Kinder, welche die Marquise Montespan ihm geboren, vor Gott und aller Welt anerkannt, und es haftet daher kein Makel auf ihnen.

Schlimm genug, daß eine Sünd' keine Sünd'

mehr ist, wenn man sie anerkennt und sich vor Gott und aller Welt zu ihr bekennt, rief die Herzogin achselzuckend. Der König soll seinem Volk vorangehen mit einem guten und edlen Beispiel, und seine Unterthanen sollen von ihm lernen ein ehrlich und reines Leben zu führen. Aber die Ding', die sie hier am Hofe gesehen haben, sind ein gar schlimmes und gefährliches Beispiel für die armen Franzosen gewesen. Es kribbelt und krabbelt an den großen Gallatagen von anerkannten königlichen Kindern, und der dritte Mensch, dem man auf den Fuß tritt, antwortet Einem hochnasig: ich danke Ihnen, ma cousine! Denn weil der König die Maitressen-Kinder anerkannt hat, bildet sich das Volk ein, daß es unsere Verwandten sind. Dank' aber für solche Verwandtschaft, und für die natürlichen Cousinen und Cousins, die man sich hinterm Zaun auflesen kann! Nein, mein Gemahl, ich werd's nimmermehr zugeben, daß der Sohn des Herzogs von Orleans, der Enkel des edlen und tugendhaften Churfürsten von der Pfalz, die Tochter der königlichen Maitresse Marquise de Montespan heirathe, die Tochter dieser Frau, welche unsern armen König dahin gebracht hat, daß er vor lauter Gewissensangst und Reue ein rechter Duckmäuser und

Pfaffenknecht geworden, der vermeint, unser liebe Herrgott hab' nicht seine Freude daran, wenn seine Menschenkinder fröhlich und guter Dinge sind, und das Leben in Unschuld und Freudigkeit genießen, so viel sie nur irgend können. Nein, nein, ich sag's Ihnen ein für alle Mal, ich geb' nimmer meine Einwilligung zu der Mariage, und der König soll's nicht versuchen, mir davon zu reden, denn ich schlag's ihm rund ab, und sag's ihm grad' ins Gesicht, daß mein Sohn keine Mesalliance machen soll.

Das ist unmöglich, das werden Sie nicht wagen, rief Monsieur heftig. Der König hat mich gestern um meine Einwilligung zu dieser Partie gefragt, und ich habe sie ihm ertheilt und ihm mein Wort gegeben, daß meine Gemahlin ganz mit mir einverstanden sei.

Nun, rief die Herzogin, wenn Sie ihm das gesagt haben, dann wird der König schon wissen, woran er ist, und daß ich grad' der entgegengesetzen Ansicht bin, denn es wär' das erste Mal, daß Monsieur und Madame in einer Sach' einverstanden wären.

Aber der König hat mir doch geglaubt, Madame, und er hat deshalb auf heute Abend eine große Soirée zur feierlichen Verlobung angesetzt, und will dem Hof

das junge Brautpaar präsentiren. Ich hab' ihm versprochen, daß Sie selber die Güte haben werden, Mademoiselle de Blois die Hand zu bieten, und dem König als die Braut Ihres Sohnes zu präsentiren.

Sie haben da Etwas versprochen, was ich nicht halten werde, rief seine Gemahlin. Ich, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, Prinzessin von der Pfalz, ich sollte mich dazu hergeben, der Tochter der alten abscheulichen Coquette, welche die arme gute Königin in's Grab geärgert hat, der Tochter der Marquise de Montespan meine Hand zu reichen, und sie dem Hofe zu präsentiren als meine Schwiegertochter! Nein, nein, nein, das wird nimmer geschehen, ich würd' lieber meine Hand abhauen, als sie zu einer so unwürdigen Sach' hergeben, ich würd' lieber für mein ganzes Leben lang mich krank melden, als daß ich heut' Abend der großen Soirée beiwohnen sollt.

Aber Madame, Sie haben doch gestern die Einladung angenommen zur heutigen Soirée.

Ja, gestern, als ich noch nicht wußt', welch' ein Schelmenstück da heut' sollt' aufgeführt werden. Aber heut' sag' ich ab, und werd' mich sofort krank melden lassen.

Madame, schrie der Herzog wüthend, ich befehle

Ihnen, mich heute Abend zu der Soirée des Königs zu begleiten. Ich befehle es Ihnen als Ihr Herr und Gemahl, und wir werden doch sehen, ob Sie mir den schuldigen Gehorsam verweigern werden.

Nein, sagte die Herzogin, ich werde das nicht thun. Ich werde, wie Sie es befehlen, zur Soirée des Königs kommen, aber ich sag's Ihnen vorher, es giebt einen Skandal, und Sie werden ein abscheuliches Aergerniß an mir erleben, denn ich sag's dem König laut vor seinem ganzen Hof in's Angesicht, daß ich die Tochter der Montespan nicht zur Schwiegertochter haben will, und daß ich niemals meine Einwilligung gebe!

Der Herzog war eben im Begriff, eine zornige Antwort zu geben, als die Thür geöffnet ward, und Katharina, die alte deutsche Kammerfrau der Herzogin und die Vertraute aller ihrer Geheimnisse, hastig hereintrat.

Was giebt's, Kathi, rief ihr die Herzogin entgegen.

Königliche Hoheit, erwiderte Katharina, es ist so eben ein Courier von der Raugräfin Louise angelangt. Er ist Tag und Nacht geritten, um so schnell als möglich herzukommen, und bestaubt und beschmutzt,

wie er vom Pferde gestiegen, ist er zu mir gekommen, und hat mich beschworen, ihn sogleich Eurer königlichen Hoheit zu melden.

Ein Courier von der Raugräfin, rief die Herzogin erbleichend. Da muß etwas gar Wichtiges passirt sein, wenn die Louise mir einen Courier schickt.

Das meint' ich auch, königliche Hoheit, und deshalb wagt' ich's, hier einzutreten und die allergnädigsten Herrschaften zu stören!

Hast Recht gethan, rief die Herzogin. Geh, Kathi, und führ' mir den Courier sogleich in mein Cabinet. Mein Gemahl, ich bitte um Verzeihung, wenn ich Sie verlasse, aber Sie wissen es wohl, ich lieb' meine gute Stiefschwester, die Raugräfin Louise gar herzlich, und ich muß sogleich erfahren, ob ihr kein Unglück geschehen ist!

Gehen Sie, Madame, erwiderte der Herzog mit einem gnädigen Wink seiner Hand. Nur Eins bitte ich mir noch zu beantworten: Ist die Raugräfin Louise, welche Sie mit dem Titel Ihrer Stiefschwester beehren, die Tochter einer Churfürstin von der Pfalz?

Nein, Monsieur, sagte die Herzogin. Sie wissen das ja. Sie ist die Tochter der Gräfin von Degenfeld.

Also kein legitimes Kind Ihres Vaters. Und Ihr tugendhafter Sinn ist nicht empört über diese unmoralische Verwandtschaft? Und Sie erlauben sich, diese illegitime Tochter Ihres Vaters Ihre Schwester zu nennen?

Herr Herzog, erwiderte Elisabeth Charlotte stolz, die Raugräfin Louise ist die rechtmäßige Tochter meines Vaters, und es haftet kein Makel an ihrer Geburt. Ihre Mutter war meines Herrn Vaters selig angetraute Gemahlin, und obwohl nicht von legitimer Herkunft, war sie doch die rechtmäßige Frau des Churfürsten von der Pfalz. Die Rose kann nicht dafür, daß sie nicht als Kaiserkron' ist auf die Welt gekommen, und sie ist darum doch nicht weniger schön. Aber ich bitt' um Vergebung, mein Gemahl, ich halt's nicht länger aus, ich muß den Courier meiner lieben Louise sprechen.

Die Herzogin verneigte sich und eilte hastigen Schrittes hinaus durch die anstoßenden Säle in ihr Cabinet, in welchem der Courier ihrer harrte.

Es ist doch der Raugräfin kein Unglück geschehen, rief die Herzogin ihm entgegen. Sie lebt doch, sie ist gesund? Es ist Niemand von unserer Familie gestorben?

Nein, königliche Hoheit, es ist Niemand gestorben, und die Frau Raugräfin war ganz gesund, wie es schien, als sie mir diesen Brief übergab, und es mir zur heiligen Pflicht machte, nicht eher zu ruhen und zu rasten, als bis ich ihn in Ew. königliche Hoheit eigene Hände niedergelegt hätte. Hier ist der Brief, Frau Herzogin. Ich habe den Befehl meiner Herrin erfüllt.

Die Herzogin nahm den Brief, welchen der junge Mann ihr mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung darreichte, und ihre Blicke hefteten sich mit ängstlichem Ausdruck auf denselben.

Sie kennen den Inhalt dieses Schreibens? fragte sie. Sie wissen, ob er schlimme Nachrichten enthält?

Ich glaube, daß ich den Inhalt kenne, königliche Hoheit, und ich muß sagen, daß er allerdings schlimme Nachrichten enthält, und —

Mein Gott, Sie schwanken, rief die Herzogin, als der junge Mann plötzlich verstummte, und sich mit beiden Händen an den Tisch lehnte, der vor ihm stand. Sie werden auf einmal so bleich. Katharina, Katharina, komm' rasch hieher. Er wird ohnmächtig!

Die Kammerfrau kam aus dem Nebengemach herbei, und zu dem jungen Mann hineilend, fing sie

ihn in ihren Armen auf, gerade als er im Begriff war, zur Erde niederzusinken.

Ich bitte um Vergebung, Madame, murmelte er, aber ich bin seit drei Tagen und drei Nächten nicht vom Pferde gewesen. Lesen Sie den Brief, er hat Eile. Lesen Sie, wenn es nicht zu spät sein soll, und —

Seine Augen schlossen sich, Todesblässe bedeckte seine Wangen; er war ohnmächtig geworden.

Nimm mein Riechfläschchen, und reib' ihm die Schläfen, ruf' die Lakaien, und laß den armen Menschen in Dein Zimmer tragen, Katharina, sorg' daß er ein gutes Zimmer und etwas zu essen bekommt. Ich würd's Alles selber besorgen, aber ich muß ja den Brief lesen, um dessentwillen er Tag und Nacht geritten ist.

Und während die Kammerfrau sich beeilte, den Befehlen ihrer Herrin zu genügen, und die Lakaien aus der Antichambre herbeiholte, um von ihnen den Ohnmächtigen in ihr nahegelegenes Gemach tragen zu lassen, erbrach die Herzogin mit zitternden Händen den Brief und begann zu lesen.

Plötzlich, nachdem sie kaum wenige Zeilen gelesen haben mochte, stieß sie einen Schrei des Entsetzens

aus, das Papier zitterte in ihrer Hand, Thränen entstürzten ihren Augen, und ein schmerzvolles Aechzen drang aus ihrer Brust hervor, während sie bebend und todesbleich den Brief zu Ende las. Katharina, rief sie dann, den Brief hastig zusammenfaltend, Katharina, gieb mir sogleich den Mantel und die Capuze. Kümmere Dich um Nichts; laß den armen Menschen. Die Hauptsache ist, daß ich fortkomme. Mein Wagen soll vorfahren, ich muß sogleich zum König!

Aber Ew. königliche Hoheit können doch unmöglich in dem Morgenkleid zu Sr. Majestät fahren wollen, rief die Kammerfrau, indem sie den Lakaien, welche den Ohnmächtigen aufgehoben hatten, winkte, ihn hinaus zu tragen. Ew. königliche Hoheit müssen doch erst Toilette machen.

Nichts von Toilette, rief die Herzogin, im Morgenkleid geh' ich hin, ich thät's auch, wenn ich im Schlafrock wäre. Es kommt nichts darauf an, was für eine Fahn' ich anhab', sondern bloß darauf, daß ich so rasch als möglich den König sprechen kann. Gott sei Dank, es ist noch früh am Tag, er wird noch nicht ausgefahren sein. Meinen Wagen, rasch, meinen Wagen! Tausende von Menschen sind verloren, wenn ich zu spät komme!

Und die Herzogin warf sich mit zitternden Händen den Mantel über, welchen die Kammerfrau ihr darreichte, und drückte die Kapuze auf ihr Haupt.

Madame, jammerte Katharina, Sie zerdrücken Ihre ganze Frisur, und der Tocque sitzt ganz schief.

Gleichviel, gleichviel, rief Elisabeth Charlotte, was geht mich heute der Krimskrams an, wenn ich nur rasch vorwärts komme. Ist der Wagen da? fragte sie den eintretenden Lakaien.

Zu Befehl, königliche Hoheit.

Jetzt geh', Katharina, und sorg' daß der junge Mensch gut gepflegt wird, rief die Herzogin, und mit großen Schritten, mit jugendlicher Lebendigkeit ging, oder vielmehr lief die Herzogin von dannen, sprang sie die Treppen hinunter zu ihrer Equipage, an welcher ihr Stallmeister ihrer harrte.

VI.

Die Rettung Trier's.

In den Louvre, so rasch als möglich in den Louvre! rief die Herzogin, sich in den Wagen stürzend, und vorwärts ging es in rasender Eile. Ein Glück, o ein wahres Glück, murmelte sie, als sie durch die St. Honoré-Straße dahinjagte, ein wahres Glück, daß der König heute nicht in Versailles ist, daß ich ihn hier in Paris sprechen kann, denn sonst würde es vielleicht zu spät sein!

Eben fuhr die Equipage mit donnerndem Geräusch durch das tiefe überwölbte Thor des alten Louvre ein, und hielt dann an dem Seitenportal, das nur den königlichen Prinzen und Prinzessinnen als Aufgang diente.

Gott, mein Gott, seufzte Elisabeth Charlotte, gieb

mir Kraft, daß ich meinen Zweck erreiche, daß ich das furchtbare Unglück verhüte.

Sie sprang aus dem Wagen und eilte die Treppe hinauf, vorüber an den Wachen, die Gewehrschulternd ihr salutirten, über den Vorplatz hinein jetzt in die Antichambre, die unmittelbar vor den Gemächern des Königs sich befand.

Aber vor der Thür da drüben, welche in das Kabinet Ludwig's führte, stand der Kammerdiener Lebel, und er trat nicht zurück, als die Herzogin jetzt in ihrem großen Reifrock mit der lang ihr nachwehenden Schleppe und dem aufgebauschten Mantel, wie eine Fregatte mit vollen Segeln, ihm entgegen rauschte. Er blieb vielmehr fest wie ein Pfahl vor der Thür stehen und schauete der Herzogin mit trotzigem Gesicht entgegen.

Mache Er Platz, Lebel, sagte die Herzogin gebieterisch, ich muß sogleich Se. Majestät sprechen. Er ist doch d'rin im Kabinet?

Er ist d'rin, erwiderte Lebel, indem er sich fester auf seinen Füßen aufstemmte, ja, Se. Majestät sind in ihrem Kabinet. Aber es ist Conferenz, die Frau Marquise von Maintenon und der Marquis von Louvois sind bei Sr. Majestät.

Um so besser, rief die Herzogin, gerad' der Louvois ist mir willkommen, und auch mit ihm habe ich zu reden. Tret' Er zurück, Lebel, ich befehl's Ihm. Ich muß den König sprechen!

Königliche Hoheit, ich bin in Verzweiflung, aber ich darf Madame die Thür nicht öffnen. Ich habe strengen Befehl, Niemand einzulassen, damit die Conferenz durch Nichts gestört werde.

Aber die Königlichen Prinzen und Prinzessinnen sind immer von diesem Befehl ausgenommen, sagte die Herzogin stolz.

Madame halten zu Gnaden, auch diese nicht. Gerade deshalb hat mir Se. Majestät befohlen, diese Thür hier zu bewachen, weil dies der Eingang für die königlichen Prinzen und Prinzessinnen ist. Ich bitte Ew. königliche Hoheit mir zu vergeben, aber ich darf Sie nicht einlassen!

Lebel, rief die Herzogin mit aufflammenden Zornesblicken, Lebel, ich befehle es Ihm im Namen Gottes und der Menschlichkeit, gebe Er die Thür frei, denn es gilt, ein großes Unglück zu verhüten.

Madame, und gälte es das Unglück meines einzigen Sohnes zu verhüten, so darf ich nicht die Thür frei geben!

Er will nicht, Lebel?

Ich darf nicht, königliche Hoheit!

Nun denn, so muß ich mir also mit Gewalt Eingang verschaffen, rief die Herzogin, und indem sie mit ihren beiden kräftigen Händen den kleinen schmächtigen Kammerdiener packte, hob sie ihn wie ein Kind empor, und schleuderte ihn weit hinein in das Gemach; dann mit einem kräftigen Druck öffnete sie den Riegel der Thür, und war in dieselbe eingetreten, noch bevor Lebel Zeit gefunden, sich wieder von der Erde aufzuraffen.

Die Herzogin zog hastig die Thür hinter sich zu, aber bevor sie die Doppelthür öffnete, welche nun unmittelbar in das Kabinet führte, blieb sie hochathmend in diesem breiten Zwischenraum der beiden Thüren stehen, nach Ruhe, nach Fassung ringend. Einen Moment war ihr ganz angstvoll und verzagt zu Sinn, und sie lehnte sich ganz matt an die Thür, weil sie ein seltsames Beben in ihren Füßen verspürte. Aber das kräftige tapfere Naturell der Herzogin überwand bald diese augenblickliche Schwäche.

Wenn man eine gute Sach' vorhat, und was Redliches will, darf man nit verzagt sein und keine Menschenfurcht haben, sagte sie zu sich selber. Die

Augen der alten frommen Marquis' sind ja keine Dolchspitzen und der Louvois kann mich auch nicht auffressen, so gern er's vielleicht auch möcht'. Vor dem König aber hab' ich gar keine Furcht, denn ich weiß, daß er mir gut ist, und im Grund' seines Herzens recht froh sein wird, wenn ich die langweilige Conferenz ein Bissel unterbrech', und dem Louvois und auch der Marquis' ein paar Pillen zu verschlucken geb'. Also vorwärts jetzt, Elisabeth Charlotte, und sorg', daß Du Dein' Zung' jetzt auf dem rechten Fleck hast!

Entschlossenen Muthes legte sie ihre Hand auf die Klinke der Thür, und drückte sie leise auf.

Sire, hörte sie in diesem Momente die Stimme Louvois's sagen, Sire, unsere Waffen werden in Italien ebenso glücklich sein, wie in Deutschland, wo unsere Armee fast ohne Schwertschlag eine Stadt nach der andern erobert, wo die Festungen den Franzosen jubelnd die Thore öffnen, und die Einwohner auf blumengeschmückten Tellern den französischen Heerführern die Schlüssel darbringen.

Majestät, rief die Herzogin mit lauter Stimme, Majestät, glauben Sie ihm nicht, es ist eine Lüge, eine fürchterliche Lüge!

Und die Herzogin, ohne sich um den Schrei des Entsetzens der Marquise Maintenon und die zornigen Blicke des Marquis Louvois zu bekümmern, die Herzogin ging mit großen Schritten zu dem Fauteuil hin, auf welchem Ludwig neben seinem Schreibtisch saß.

Der König erhob sich bei ihrer Annäherung und blickte seiner Schwägerin mit ernster und drohender Miene entgegen.

Madame, fragte er strenge, was bedeutet diese Ueberraschung? Hat Lebel Ihnen nicht gesagt, daß ich beschäftigt bin, daß ich Niemanden sehen will?

Er hat es mir gesagt, erwiderte die Herzogin. Er hat sich sogar erlaubt, mit Heftigkeit mir entgegen treten, und mir den Eintritt verweigern zu wollen.

Das Gesicht des Königs drückte das äußerste Erstaunen aus, und gleichsam als könne er das Unerhörte, das Unmögliche nicht fassen, richteten seine olympischen Blicke sich mit einem fragenden Ausdruck auf die Marquise Maintenon hin, welche hoch aufseufzend, mit mitleidsvollem Achselzucken die Augen zum Himmel aufschlug.

Madame, rief der König, es ist Ihnen gesagt worden, daß ich befohlen habe, Niemand einzulassen,

Lebel hat Ihnen den Eintritt verweigert, und dennoch sind Sie hier?

Ja, dennoch bin ich hier, sagte die Herzogin trotzig. Ich habe mir den Eintritt erzwungen!

Erzwungen? wiederholte der König. Was verstehen Sie unter: „erzwungen?“

Sire, ich verstehe darunter, daß ich den kleinen Herrn Lebel mit diesen meinen beiden gesunden und kräftigen Fäusten gepackt, ihn von der Thür fortgehoben, und mitten in die Antichambre hineingeworfen habe.

Frau von Maintenon stieß einen lauten durchdringenden Angstschrei aus, als sei sie selber es, welche von der Herzogin angepackt worden, der König aber wandte sich mit einem majestätischen Blick zu dem Minister Louvois hin.

Marquis, sagte er, Sie werden die Worte vergessen, welche Madame so eben in ihrer Aufregung gesprochen hat. Es ist unmöglich, daß eine königliche Prinzessin sich so weit vergessen könnte, daß sie gewaltsam Hand anlegt an einen Diener des Königs. Sie werden dafür sorgen, daß dergleichen Gerüchte sich nicht an unserm Hofe verbreiten, Sie werden dieselben überall als eine boshafte Lüge bezeichnen.

Majestät, rief die Herzogin, wenn er das thut, so wird man erst recht glauben, daß es die Wahrheit ist, denn man kennt den Herrn Kriegsminister Marquis von Louvois. Man weiß, daß die Wahrheit nicht auf seinen Lippen wohnt, sondern daß sie wie die Taube vor dem Geier vor ihm flieht. O, sehen's mich nicht so grimmig an, Herr Marquis, mich schrecken Sie nicht mit ihrem bösen Blick, und mich vermögen Sie auch nicht zu täuschen. Seit Sie mir mein Herzenskind, die Laura, so grausam entrissen, seit Sie den Engel so mitleidslos an einen Teufel hingegeben, und bloß aus Rach' und Bosheit Ihr eigen Kind geopfert haben, seitdem hasse ich Sie und ich danke Gott, daß ich es Ihnen einmal habe sagen können, und daß Sie nun wissen, was ich von Ihnen denk', und wie ich wohl weiß, daß Sie statt des Herzens einen Stein in Ihrer Brust tragen.

Sire, rief Louvois bleich vor Zorn, Sire, ich stelle mich unter den Schutz meines Königs. Wollen Ew. Majestät die Gnade haben, sich Meiner anzunehmen, damit ich nicht die Ehrfurcht gegen eine Prinzessin des königlichen Hauses verletze!

Madame, sagte der König mit lauter, zorniger

Stimme, Madame, ich befehle Ihnen hinauszugehen, und unsere Conferenz nicht länger zu stören!

Sire, wenn ich jetzt hinausginge, fragte die Herzogin, wozu wäre ich denn hereingekommen? Nein, ich bleibe, und ich fordere von Ew. Majestät, daß Sie anhören, was ich Ihnen zu sagen habe!

O mein theurer, geliebter König, rief die Marquise Maintenon, indem sie zu Ludwig hineilte und ihre beiden Hände auf seinen Arm legte. Mein theurer Sire, ich beschwöre Sie, kommen Sie, üben Sie christliche Demuth, überlassen Sie Madame das Feld. Sie wird aus ihrem unchristlichen Zorn erwachen, und sich dessen schämen, was sie gethan hat, sie wird —

Madame, unterbrach sie die Herzogin stürmisch, ich glaub's gern, daß Sie aus Erfahrung wissen, wie's einer Frau zu Muthe ist, welche sich dessen schämt, was sie gethan hat. Ich aber habe Dergleichen niemals in meinem Leben begangen, und hab' gar keinen Grund mich zu schämen.

Kommen Sie, mein lieber Sire, flehte die Marquise, deren Lippen zitterten vor Zorn, obwohl sie sich den Anschein gab, die Worte der Herzogin gar nicht gehört zu haben. Haben Sie Gnade und Er-

barmen mit der armen Herzogin, vergessen Sie es, daß Sie eine Majestätsbeleidigung begangen hat.

Ja, Sie haben Recht, eine Majestätsbeleidigung, rief der König. Eine Majestätsbeleidigung, welche ich mit der Bastille strafen müßte, wenn ich mich nicht erinnerte, daß Madame die Gemahlin meines Bruders ist!

Sire, sagte die Herzogin hastig, nicht Ich habe eine Majestätsbeleidigung begangen, sondern Ihr Kriegsminister Louvois, dieser Mann hier mit der eisernen Stirn und dem steinernen Herzen, der ist es, der seit Monaten die Majestät beleidigt, der im Namen seines edlen und erhabenen Königs Befehle ertheilt, welche die Menschheit beleidigen, und den Abscheu aller Guten und Gerechten erregen. Sire, Louvois ist ein Kronenschänder, ein Hochverräther —

Madame, schrie Louvois außer sich, indem er todesbleich vor Wuth auf die Herzogin zustürzte. Sie streckte ihre beiden Arme mit einer hoheitsvollen Bewegung gegen ihn aus, und ein flammender Blitz ihrer Augen traf sein wuthentstelltes Angesicht.

Zurück von mir, Hochverräther, rief sie, wagen Sie es nicht, mich zu berühren, denn an Ihren Händen klebt unschuldig vergossenes Blut und die

Flüche Ihrer Schlachtopfer schreien zum Himmel gegen Sie. Mein König und mein Herr, ich bin hieher gekommen, um diesen Mann anzuklagen, und Gott hat es so gefügt, daß er selber hier anwesend ist, um meine Anklage zu vernehmen, und um nothgedrungen Zeugniß abzulegen für die Wahrheit derselben. Ich beschwöre Ew. Majestät, erlauben Sie mir jetzt zu sprechen, und Ihnen zu sagen, was mich hergeführt hat.

Thun Sie es nicht, o thun Sie es nicht, mein lieber Sire, flehte die Marquise. Gehen wir fort, machen wir dieser entsetzlichen Scene ein Ende, denn Ew. Majestät werden krank davon werden, Sie haben so zarte Nerven, Sie sind es nicht gewohnt, solche Ausbrüche der Heftigkeit und des Zornes zu erleben.

Nun, sagte Elisabeth Charlotte, ich denke doch, die Frau Marquise Maintenon hat es zuweilen schon erprobt, was für starke Nerven Se. Majestät hat, und wie er sogar nicht in Ohnmacht gefallen ist, wenn zwei Marquisen wie die Kampfhähne, auf einander losgefahren sind, sondern selbst die ungeheure Courag' gehabt hat, sie auseinander zu halten, damit sie sich nit die Augen auskratzen sollten. Wer das ertragen hat, der wird auch wohl die Gnad' haben

können, mich anzuhören und es zu vergeben, wenn ich in Zorn gerath' gegen den Mann, den ich des Hochverraths und der Majestätsbeleidigung anklagen will. Sire, ich bitte Sie um die Gnade, hören Sie mich an, erlauben Sie mir zu sprechen.

Madame, entgegnete der König feierlich, ich erlaube es Ihnen nicht bloß, sondern ich gebiete es Ihnen. Sie haben es gewagt, meinen Kriegsminister des furchtbarsten, des unerhörtesten Verbrechens, des Hochverrathes und der Majestätsbeleidigung anzuklagen. Ich fordere von Ihnen jetzt, daß Sie Ihre Anklage begründen, oder meinem Minister Genugthuung geben. Sprechen Sie also, Madame, sprechen Sie! —

Der König ließ sich hoheitsvoll wieder in seinen Lehnstuhl niedergleiten, und bedeutete die Marquise Maintenon mit einem Wink seiner Hand, wieder auf ihrem Fauteuil Platz zu nehmen.

Setzen Sie sich, Herzogin, und sprechen Sie, sagte er dann, indem er auf das Tabouret hindeutete, das in seiner Nähe stand. Aber die Herzogin schien diese Andeutung nicht zu bemerken, sie ließ ihre Augen suchend durch das Gemach hingleiten, und da sie in demselben nur noch einen einzigen leeren Fauteuil

gewahrte, ging sie mit raschen Schritten auf denselben zu. Ohne darauf zu achten, daß eben die Marquise Maintenon herantrat, um ihren Sitz wieder einzunehmen, gab sie dem Fauteuil einen kräftigen Ruck, daß er einige Schritte vorwärts rollte, und ließ sich dann mit gravitätischer Miene in demselben nieder.

Madame, rief Frau von Maintenon heftig, Madame, dies ist mein Fauteuil, und ich bitte Sie, mir denselben einzuräumen.

Unmöglich, meine liebe Marquise, sagte die Herzogin ruhig. Der König hat mir befohlen, mich zu setzen, und ich habe den Platz eingenommen, der mir zukommt. Will der König die große Gnade haben, Ihnen zu gestatten, sich in Gegenwart Seiner Majestät und einer Prinzessin von königlichem Blut zu setzen, so bedienen Sie Sich jenes Tabourets, das man ohne Zweifel für Sie hingestellt hat.

Die Marquise ächzte laut und warf einen flehenden Jammerblick auf den König, um seinen Beistand, seine Unterstützung herauszufordern, aber der König sah diesen Blick nicht, er hatte die Augen niedergeschlagen.

Ich nehme mein Kreuz auf mich, und folge Dir nach, mein Herr und mein Heiland, seufzte die Mar-

quise, indem sie ihre beiden gefaltenen Hände an ihren Busen drückte. Wer erniedriget wird, der soll erhöhet werden, und wer sich selbst überhebt, der soll erniedriget werden!

Und die Augen gen Himmel gewandt, mit einem verklärten Lächeln, nahm die Marquise jetzt auf dem Tabouret Platz.

Madame ich warte auf Ihre Anklage, sagte der König, indem er die Augen erhob und aus tiefem Nachsinnen zu erwachen schien.

Sire, rief die Herzogin, Sire, ich wiederhole es: ich bin gekommen, den Kriegsminister Marquis von Louvois des Hochverrathes und der Majestätsbeleidigung anzuklagen. Ja, er ist ein Hochverräther, denn in dem geheiligten Namen Eurer Majestät wagt er Befehle zu ertheilen und Dinge geschehen zu lassen, welche den Namen des Königs mit Unehre und Fluch belasten. Ja, er beleidigt Eure Majestät, denn er wagt es, Sie zu belügen und Ihnen die Wahrheit zu verhehlen. Sire, als ich vorhin hier eintrat, hörte ich den Minister sagen, die deutschen Städte hießen die französischen Armeen mit Freuden willkommen, die deutschen Festungen öffneten den Franzosen jubelnd die Thore und trügen ihnen die Schlüssel

auf blumenbekränzten Tellern entgegen. Sire, hat Louvois das nicht gesagt?

Er hat es gesagt, Madame, und es muß wohl die Wahrheit sein, denn hier sind die Schlüssel von mehr als funfzig deutschen Städten und Festungen, welche meine Generäle mir als Siegestrophäen gesandt haben.

Und der König deutete auf die Schlüssel hin, welche in einem großen, mit Blumen umwundenen Korbe neben seinem Fauteuil standen.

Sire, rief die Herzogin schmerzlich, Sire, berühren Sie diese Schlüssel nicht, denn sie dampfen von Blut und nur der Mord hat sie erbeutet. Sire, man belügt Sie, wenn man Ihnen sagt, daß Deutschland freiwillig der französischen Armee sich unterwirft. Deutschland verblutet sich unter den Händen der Franzosen, die nicht kämpfen wie Männer, wie Soldaten, sondern die da wüthen wie Räuber und Mordbrenner. Nein, nicht freiwillig haben die deutschen Städte sich Ihnen unterworfen, der Brand des Schlosses meiner Väter bezeugt es, daß die Unterwerfung eine grausam erzwungene gewesen.

Man kann in Feindesland nicht immer die Milde walten lassen, sagte der König, der Krieg verlangt

es zuweilen, daß man hart und grausam erscheine. Ich beklage es indessen, daß es grade das Schloß in Heidelberg hat sein müssen, welches man als Brandfackel aufleuchten ließ, um den deutschen Völkern als Warnung zu dienen und sie von weiterm Widerstand abzuschrecken. Aber diese Brandfackel hat mindestens nicht umsonst geleuchtet, denn sie hat die Deutschen demüthig und unterwürfig gemacht, und sie haben seitdem sich geduldig überall unserer Herrschaft unterworfen.

Sire, rief die Herzogin glühend vor Zorn und Erregung, Sire, man hat Sie grausam getäuscht, und um Ihnen das zu sagen, bin ich hier. Denn der Nothschrei der armen gefolterten Deutschen, die Todesklage so vieler Tausender, die man unschuldig hingemordet hat, ist an mein Ohr gedrungen, und ich kann mein Herz ihrem Flehen nicht verschließen.

Sie können es also nicht vergessen, Madame, daß Sie eine Deutsche sind, sagte der König achselzuckend.

Nein, ich kann es und ich will es nicht vergessen, denn ich habe mein Deutschland geliebt und es nur unter tausend Thränen verlassen. Aber wäre ich keine Deutsche, Sire, so würde ich dennoch, weil ich Ew. Majestät kenne, weil ich weiß, daß Sie hoch-

sinnig und edel sind, daß Ihr Herz keiner Grausamkeit fähig ist, so würde ich dennoch sagen: Sire, dulden Sie es nicht, daß man Ihren Namen mißbrauche, um zu brandschatzen, zu morden und zu plündern. Sire, das System Ihres Kriegsministers ist ein verderbliches, denn es giebt die Armee des Königs dem Fluch und der Verachtung Preis. Ueberall, wohin die französischen Truppen kommen, bezeichnen unerhörte Grausamkeiten, bezeichnen Mord und Brand ihren Weg. Wie die Vandalen haben sie gewüthet in dem unglücklichen Deutschland, das sie in eine Wüste verwandelt haben, in ein offenes Grab, aus welchem nur noch die unbegrabenen Leichen um Rache gen Himmel schreien. Nicht im ehrlichen Kampf, nicht durch Ueberfall und Ueberrumpelung, was erlaubt sein mag im Kriege, haben ihre Armeen die deutschen Städte sich unterworfen, sondern sie haben sie bekommen, weil sie die Einwohner derselben gemordet, in den Tod gehetzt, weil sie die Städte in Brand gesteckt, nachdem sie die Häuser geplündert haben. Sire, selbst General Monclas hat geweint vor Erbarmen, als er das schöne Mannheim hat in Brand stecken müssen, und als man die unglücklichen Bewohner von Durlach hineintrieb in die Flammen.

ihrer Stadt, da hat der Herzog von La Roche ganz entsetzt den Marquis von Créqui, der die Stadt an allen vier Ecken hatte anzünden lassen, gefragt, was denn die Armen gesündigt hätten, daß man sie so ausgesucht quäle, und was das für ein neuer Kriegsgebrauch sei, die wehrlosen Menschen in den Tod zu hetzen? Wissen Sie, Majestät, was der Marquis von Créqui dem mitleidigen Herzog geantwortet hat? Er hat ihm geantwortet: der König will es so.*)

Ist das wahr, Herr Kriegsminister? fragte Ludwig, sich an Louvois wendend, welcher bleich, mit düsterm Gesicht sich in die Fensternische zurückgezogen hatte.

Sire, ich habe nichts davon gehört, erwiderte Louvois achselzuckend.

Glaub's wohl, daß er nichts davon gehört hat, rief die Herzogin, denn Ew. Majestät haben's ihm nicht gesagt, daß der König es so will. Aber der Louvois will es so, und sein grausam, rachgierig Herz möcht' ganz Deutschland zerfleischen, weil Deutschland dem jungen Helden eine zweite Heimath geworden, den Louvois aus Frankreich vertrieben hat.

*) Mémoires pour servir à l'histoire universelle de l'Europe. V. 513.

Deutschland soll's entgelten, daß Prinz Eugen von Savoyen für den Kaiser von Deutschland Siege erkämpft. Ach, er wäre so gern der Soldat des Königs von Frankreich geworden, der liebe, der edle und tapfere Prinz Eugen, aber Louvois hat's nicht gewollt, weil seine Mutter nicht ihre Tochter an seinen Sohn verheirathen wollte, Louvois hat den Prinzen Eugen vertrieben, und er rächt sich an Deutschland, weil es ihn aufgenommen. Und zu dieser Rache mißbraucht er den Namen Eurer Majestät, die blutigsten Greuel läßt er begehen im Namen des allerchristlichsten Sohnes der Kirche, und wenn die französischen Soldaten wie Mordbrenner rauben und plündern und ganze Städte in Asche legen, so sagt der Louvois zu seiner Entschuldigung, wie es der Créqui gesagt hat: „Der König will es so!" Ich frage nun den Herrn Kriegsminister in Gegenwart Eurer Majestät: Hat der König es gewollt, daß Ihr mit Lug und Trug, mit Mord und Brand die alten deutschen Reichsstädte Worms und Speier vernichten sollt? War es des Königs Befehl, daß man der Gotteshäuser selber nicht schonte?

Hat man das gethan? fragte der König drohend. Haben meine Soldaten solche Greuel begangen?

Ja, sie haben sie begangen, Sire, rief die Herzogin, der Antwort des Ministers zuvorkommend. Ja, man hat die Gräber entheiligt, die Kirchen geschändet, die friedlichen und schuldlosen Einwohner grausam hingemordet. O, Sire, man hat mir die Geschichte dieser Greuel mitgetheilt, damit ich sie Ew. Majestät erzähle, denn man weiß wohl, daß Niemand sonst es wagt, dem Kriegsminister entgegenzutreten und Ew. Majestät die Wahrheit zu berichten. Aber ich, Majestät, ich wage es, denn ich liebe meinen König, und ich will's nimmer dulden, daß sein Ruhm verdunkelt und sein Herz geschmäht werde. Ich wag's, denn ich hab' keine Menschenfurcht, und im Namen Gottes steh' ich hier vor Eurer Majestät, um Ihnen zu sagen: Sire, geben Sie es nicht zu, daß man in Ihrem Namen Verbrechen begehe, welche die Menschheit entehren, und ein ewiges Brandmal sein werden für Ihre Armee. Sire, Ihr Herz würde sich erbarmen, wenn ich Ihnen erzählte, welche Greuel die französischen Soldaten in Speier und Worms verübt haben, wie sie die Einwohner ihrer Habe beraubt, ihnen falsche Versprechungen gemacht haben, um ihnen ihr Eigenthum zu entreißen, um dann, wenn sie ihnen nichts mehr nehmen konnten, sie nie-

derzumetzeln, sie hineinzujagen in die brennenden Häuser. Sire, in Speier und Worms haben die Soldaten sogar die Gräber der Kaiser geplündert, die Leichen ihrer Kostbarkeiten, ihrer Gewänder entkleidet, und die heiligen Gebeine mit wildem Hohn umhergestreut. Und wie die Tiger, wenn sie Blut geleckt haben, immer grausamer, immer wilder werden, so sind auch die Soldaten mit jeder niedergebrannten Stadt wilder und grausamer geworden. In Worms haben sie zuletzt gewüthet, und da haben sie unerhörte Greuel geübt. Die Altäre in den Kirchen haben sie zertrümmert, die Hostien haben sie umhergestreut und den Hunden vorgeworfen. Die armen Einwohner, welche auf ihren Knieen um Gnade flehten, haben sie mit Hohnlachen gemartert, haben sie langsam hingeschlachtet, haben ihre Kleider angezündet, daß sie lebendig verbrannten, haben sie gemißhandelt und geschlagen und sie dann hinausgejagt in die Wüste. Denn die ganze Umgegend von Speier und Worms ist eine Wüste, die Weinberge haben die Franzosen zerstört, die Felder vernichtet, das unreife Getreide abgemäht, das Vieh auf den Weiden niedergestochen. O, das Herz möcht' mir zerbrechen, wenn ich an den Jammer und die Qual der armen

Menschen gedenk'. Blutige Thränen möcht' ich weinen über das Unglück der armen Schlachtopfer solcher Grausamkeit!

Und die Herzogin, deren Zorn und Heftigkeit jetzt der tiefsten Weichheit, dem innigsten Mitleid gewichen war, brach in Thränen aus und preßte ihr goldgesticktes Taschentuch an die Lippen, um ihr heftiges Schluchzen zurückzudrängen.

Louvois, fragte der König, haben Sie von diesen Greueln gewußt?

Sire, sagte Louvois, Ew. Majestät sagten es vorher selbst: man kann nicht immer Milde üben in Feindes Land.

Sie hören es, Majestät, er wagt es nicht mehr zu leugnen, rief die Herzogin, indem sie jetzt hastig ihre Thränen trocknete und sich mit aller Kraft zur Ruhe zwang. O, Sie wissen es wohl, wenn er nur Ein Wort zu seiner Rechtfertigung zu sagen wüßte, wenn er nur Ein Factum widerlegen könnte von Dem, was ich gesagt, so würde er die Stimme wider mich erheben, und über Verleumdung klagen. Aber er schweigt, Sire, er ist sich seiner Schuld bewußt, er kann die Verbrechen nicht ableugnen, welche von Ihrer Armee in Deutschland verübt worden sind.

Es ist vergeblich zu jammern und zu klagen über Das, was geschehen ist, und es hilft nichts, über die Gemordeten zu weinen, und aus der Asche der geplünderten Städte lassen sich keine neuen Häuser wieder aufrichten. Aber im Namen der Menschheit und der Liebe, im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau beschwöre ich Ew. Majestät, thun Sie den Greueln Einhalt, dulden Sie es nicht, daß man Sie noch länger darstelle als den grausamen blutgierigen Herrn, der alle diese Unthaten befiehlt! Sire, man hat mir gemeldet, daß die französische Armee jetzt von Worms aufgebrochen sei und sich nach Trier gewandt habe. Sire, man hat mich benachrichtigt, daß der Marquis Feuquière dieselben Blutbedingungen den Bewohnern von Trier gestellt hat, wie den Städten Speier und Worms. Auch die unglückliche Stadt Trier ist dem Verderben geweiht, wird eine Stätte des Blutes, des Jammers, der Thränen werden, auch Trier wird in Flammen auflodern, wenn Ew. Majestät es nicht retten. O, mein theurer König und Herr, ich bitte um Gnade, ich bitte um Erbarmen für die unglückliche Stadt Trier! Seit drei Tagen liegen dort die Einwohner in ihrer Todesangst auf ihren Knieen und flehen zu Gott und

den Menschen um Hülfe, um Erbarmen in ihrer großen Todesnoth. Sire, ich mache es wie diese, ich bitte auf meinen Knieen um Gnade, um Erbarmen für Trier!

Und die Herzogin glitt von ihrem Fauteuil auf ihre Kniee nieder, und erhob ihre gefaltenen Hände zu dem König, der sich jetzt lebhaft von seinem Lehnstuhl erhob und sich seiner Schwägerin näherte.

Stehen Sie auf, Herzogin, sagte er, stehen Sie auf, und folgen Sie mir einen Moment in jene Fensternische. Ich habe mit Ihnen zu reden.

Die Marquise Maintenon, welche bis dahin mit niedergeschlagenen Augen und gefaltenen Händen auf ihrem Tabouret gesessen, erhob ihr Haupt, und warf einen forschenden, erstaunten Blick auf den König; der Kriegsminister that einige Schritte rückwärts nach der Thür hin, als wolle er sich entfernen, um die geheime Unterredung des Königs mit der Herzogin nicht zu stören.

Bleiben Sie, Louvois, sagte der König gebieterisch, und auch Sie, Marquise, bleiben Sie. Wir werden bald wieder bei Ihnen sein.

Er reichte der Herzogin, welche sich erhoben hatte, seine Hand dar, und führte sie in die weite und tiefe

Nische des Fensters, die wie ein zweites Cabinet in dem Cabinet mit Lehnstühlen, kleinen Divans und Tischen meublirt war. Der König winkte der Herzogin, sich auf einem der Lehnstühle niederzulassen, dann lösete er die goldenen Quasten, die an der Seite der Wand niederhingen, und die Sammetvorhänge rauschten zusammen, und schlossen mit dem schweren dichten Faltenwurf das kleine Cabinet von dem großen vollständig ab. Der König indeß schien noch nicht damit zufrieden, daß er von der Marquise und von Louvois nicht gesehen werden konnte, er wollte auch nicht gehört sein. Er drehte rasch den Wirbel des Fensters auf, daß das Geräusch der Straße und das Donnern der vorüberrollenden Wagen seine Stimme und sein Gespräch mit der Herzogin übertönen sollte.

Jetzt Madame, sagte er, wollen wir, wie es so nahen Verwandten geziemt, ganz offenherzig und vertraulich mit einander reden. Hat Ihnen Monsieur meine Wünsche mitgetheilt?

Welche Wünsche, Sire, fragte die Herzogin, deren Gedanken nur mit dem fürchterlichen Geschick der Stadt Trier beschäftigt waren.

Nun, Madame, rief der König piquirt, es scheint,

daß Sie zu viel Interesse für fremde Städte, und zu wenig für Ihre Familie hegen. Ich spreche von meinen Wünschen in Bezug auf die Verlobung Ihres Sohnes, und ich bitte Sie zu bemerken, daß ich von Ihnen gern als die Erfüllung eines Wunsches annehmen möchte, was ich als schuldiges Unterwerfen in meinen Willen fordern könnte. Madame, Sie sind doch einverstanden, daß der Herzog von Chartres heute Abend seine öffentliche Verlobung mit Mademoiselle de Blois feiere?

Sire, sagte die Herzogin, die sehr wohl begriff, in welche gefährliche Lage sie durch ihren edlen Eifer für fremdes Unglück gekommen war, Sire, ich flehe zu Ihnen um das Schicksal einer ganzen Stadt, und Sie geben mir keine andere Antwort, als daß Sie mich um die Verlobung meines Sohnes befragen?

Liebe Schwägerin, erwiderte der König lächelnd, mir scheint, Ihrem Mutterherzen müßte das Schicksal Ihres Sohnes noch näher stehen, als das einer deutschen Stadt, welche Sie am Ende nichts angeht, da Sie, wie ich hoffe, nicht bloß äußerlich, sondern auch in Ihrem Herzen eine Französin geworden sind. Ich habe heute morgen bei Monsieur für Mademoiselle de Blois um die Hand seines Sohnes an-

gehalten, er hat sie mir zugesagt, und mich versichert, daß seine Gemahlin auch diese Partie billigen würde. Aber da Sie einmal hier sind, wünsche ich von Ihnen selber darüber Auskunft zu erhalten, und ich bitte mir zu sagen, ob Sie meinen Antrag gern und freudig angenommen haben?

Sire, erwiderte die Herzogin ausweichend, der Herzog von Chartres ist noch ein gar wildes und unbändiges junges Fohlen, das sich noch gar nicht dazu schickt, sich Zaum und Zügel anlegen zu lassen. Muß sich erst austoben und die wilden Hörner abstoßen, ehe man daran denken kann, ihn so zu zähmen, daß er für ein schönes junges Weib ein passender Ehegemahl werde.

Das heißt, fragte der König mit verdüsterter Stirn, das heißt, Sie wollen Ihre Einwilligung nicht geben?

Sire, der Herzog von Chartres ist kaum sechszehn Jahre alt, und ich mein', es ist Hausgesetz, die königlichen Prinzen nicht vor ihrem achtzehnten Jahre zu vermählen.

Madame, wir wollen ihn ja heute auch nicht vermählen, sondern ihn nur verloben. Mademoiselle de Blois ist ja auch noch zu jung um sich zu verhei-

rathen, kaum zwölf Jahre. Aber es ist immer gut, wenn die jungen Leute wissen, daß ein unauflösliches Band sie vereint, und daß sie klug thun, sich also mit ihren Gedanken und ihren Herzen einander zuzuwenden. Sie sagten, der Herzog von Chartres sei ein wilder ungestümer junger Mensch, nun wohl, dieses Verlöbniß wird ein kleiner Zügel für seinen Ungestüm werden, sein Beichtvater wird ihn lehren, daß er seiner jungen Verlobten die Treue bewahren muß, und sein Herz nicht andern Schönen zuwenden darf. Das wird ihn vor Ausschweifungen schützen und machen, daß er einen reinen und tugendhaften Lebenswandel führt.

Ach, Sire, rief die Herzogin, Sie wissen wohl, daß die königlichen Prinzen mit sechszehn Jahren nicht auf den Beichtvater, sondern nur auf ihre Leidenschaften und Begierden hören. Erst wenn sie so lang' als möglich gottlos gewesen, und viel gesündigt haben, werden sie gottselig, gehen in sich, werden fromm, und geben les beaux restes du diable au bon Dieu. Mein Philipp ist leider noch ganz und gar in den Händen des Teufels, und es wäre ein trauriges Schicksal für die kleine Mademoiselle de Blois,

wenn sie die Braut eines solchen jungen Wüstlings werden sollte.

Geben Sie mir eine klare unumwundene Antwort, sagte der König ungeduldig. Sie willigen ein, daß wir heute Abend die Verlobung des jungen Paares feiern? Sie werden der Mademoiselle de Blois die Hand reichen und sie mir präsentiren?

Nein, rief die Herzogin ungestüm, nein, es ist unmöglich, ich kann es nicht thun!

Ich dachte es, ah, ich dachte es mir wohl, sagte der König mit grollender Stimme und zorngerötheten Wangen. Ich kenne Madame, und weiß sehr wohl ihren tête quarrée zu würdigen, Sie haben Grundsätze, Madame, und Sie würden lieber sterben, als von denselben abgehen. Nun wohl, Madame, ich beuge mich vor Ihren Grundsätzen und werde keinen unnöthigen Versuch machen, dieselben zu erschüttern. Aber Sie sollen sehen, daß ich Ihnen nacheifern und auch unerschütterlich sein werde in meinen Grundsätzen. Sie haben mich um Schonung und Erbarmen für die Stadt Trier gebeten, ich antworte Ihnen dasselbe, was Sie mir auf meine Bitte geantwortet haben: es ist unmöglich, ich kann es nicht thun!

Sire, bedenken Sie wohl, es handelt sich bei meiner Bitte um die Erhaltung der ganzen unglücklichen Einwohnerschaft einer Stadt.

Es handelt sich bei meiner Bitte um die Erfüllung eines Lieblingswunsches des Königs von Frankreich, und bei Gott, ich meine wohl, daß der die ganze Einwohnerschaft einer elenden deutschen Stadt aufwiegt.

Sire, ich beschwöre Sie, seien Sie gnädig, denken Sie, daß Ein Wort von Ihnen Tausenden ihr Leben, ihre Wohlfahrt wiedergiebt, daß Tausende voll Entzücken und Erkenntlichkeit ihre Dankgebete für Ew. Majestät zu Gott empor senden werden! Sire, es kostet Ihnen nur Ein Wort, und Sie werden mit demselben eine ganze Stadt erobert haben, und noch nach Jahrhunderten werden Kinder und Kindeskinder Ihr Andenken segnen.

Madame, es kostet Ihnen nur Ein Wort, und der König von Frankreich wird durch Sie einen seltenen Moment des Glückes haben, denn er wird seinem Lieblingskinde eine ihrer würdige Stellung verschaffen, er wird ihr einen edlen Gatten, er wird ihr eine Mutter gegeben haben, die ihr ein würdiges Vorbild der Tugend und der Noblesse sein wird.

Madame, ich wiederhole es Ihnen, Mademoiselle de Blois ist mein Lieblingskind, und ich würde sehr glücklich sein, wenn ich sie der unangenehmen Zwischenposition, zu welcher sie durch ihre Geburt verurtheilt ist, entheben, wenn ich sie zu einer wirklichen Prinzessin von königlichem Geblüt machen könnte. Sie sehen, ich rede ganz ohne Umschweife mit Ihnen, ich lasse Sie ohne Schleier in mein Herz blicken. Sie sind im Stande meine Lieblingstochter zu einer Prinzessin von königlichem Geblüt zu erheben, wenn Sie mir die Einwilligung zu ihrer Vermählung mit dem Herzog von Chartres geben. Ich sage es Ihnen, diese Einwilligung ist von hoher Bedeutung, sie betrifft nicht bloß die Zukunft der Mademoiselle de Blois, sondern auch die meiner übrigen Kinder, welche nicht unter dem Thronhimmel geboren sind. Niemand wird sich mehr unterfangen, eine verwandtschaftliche Verbindung mit denselben zurückzuweisen, wenn die strengste, die edelste und die tugendhafteste Frau unseres Hofes bereit ist, die Mutter der Mademoiselle de Blois zu werden. Madame, Sie werden durch solchen edelmüthigen Schritt alle meine Kinder beinahe legitimiren.

Und auch die Marquise de Montespan beinahe

zu einer legitimen Frau machen, nicht wahr? O, ich soll die Ehre haben, die Frau Schwägerin der Marquise de Montespan zu werden, und ihr als meiner Schwester die Hand zu reichen!

Ich rede nicht von der Mutter, Madame! Mögen Sie es mit ihr halten, wie es Ihnen beliebt; es wird mir nicht einfallen, um dieser Frau willen Sie zu bitten, Ihre strengen und ehrbaren Grundsätze zu verleugnen. Ich rede von ihren Kindern, oder vielmehr von den Kindern des Königs, Ihres Schwagers, Madame. Die Zukunft derselben liegt mir sehr am Herzen, und darum thue ich, was ich sehr selten in meinem Leben gethan habe, darum bitte ich zu Ihnen, Madame, bitte: geben Sie Ihre Einwilligung! Werden Sie die Schwiegermutter meiner kleinen Louise. Nehmen Sie dieselbe als Ihre Tochter an!

Es ist unmöglich, Sire, es hieße mein Leben, meine Grundsätze verleugnen, es hieße meinem Sohne sagen, daß es keine Tugend, keine Ehrbarkeit giebt, daß — O, vergeben mir Ew. Majestät, mein Kopf ist so verwirrt, ich weiß nicht mehr, was ich rede.

Aber ich weiß, was ich gehört habe, und es ist genug, sagte der König, indem er sich erhob. Kommen

Sie, Madame, wir haben einander nichts mehr zu sagen. Ich werde die Soirée für den heutigen Abend absagen, und für Mademoiselle de Blois einen andern Gemahl suchen. Sie werden Ihre Thränen um die Stadt Trier trocknen, und wenn die Kunde von der Zerstörung der Stadt zu Ihnen gelangt, so werden Sie mit stolzem Muthe sich sagen: „ich habe es so gewollt! Ich konnte durch ein kleines Opfer meines Stolzes die Einwohnerschaft einer ganzen Stadt vom Verderben retten. Aber ich that es nicht, denn es war besser, daß Tausende dem Unglück dahin gegeben würden, als daß ich ein Prinzip opfern sollte!" Kommen Sie, Madame, ich werde dem Kriegsminister meine Entschließung mittheilen.

Er war schon im Begriff, den Cordon der Portière zu ziehen, und dieselbe zu öffnen, aber die Hand der Herzogin hielt ihn zurück.

Sire, sagte sie hochathmend und erregt, Sire, habe ich Sie recht verstanden? Sie wollen das Schicksal der Stadt Trier von meiner Einwilligung zu der Vermählung unserer Kinder abhängig machen?

Ja, bei Gott, das will ich, sagte der König, der schon die Hand ausstreckte, um die Portière auseinander zu schieben, und in das große Cabinet zurück

zu treten. Aber jetzt sind wir am Ende und unsere Entschlüsse sind gefaßt.

Sire, noch nicht, ich bitte, bleiben Sie noch. Es wäre Ihr Ernst, Sie wollten die Stadt Trier begnadigen, wenn ich Mademoiselle de Blois zu meiner Schwiegertochter annehme?

Mein vollkommener Ernst, Madame.

Sie würden in diesem Falle sofort Louvois beordern, seine Blutbefehle zurückzunehmen, und nicht bloß Trier zu schonen, sondern auch in Zukunft den Krieg auf eine menschlichere Weise in Deutschland zu führen?

Ich würde ihm das befehlen, und wehe über ihn, wenn er meine Befehle mißachtete.

Nun denn, Sire, flüsterte die Herzogin ganz außer Athem, ganz zitternd, nun denn, Sire, ich bin bereit zu thun, was Sie wünschen. Ich werde Ihnen heute Abend Mademoiselle de Blois als die Braut des Herzogs von Chartres präsentiren.

Aber diese Erklärung schien wie ein Blitzstrahl die Gestalt der Herzogin zerschmettert und gelähmt zu haben, sie sank auf den Lehnstuhl zurück und ächzte laut, während Ströme von Thränen ihren Augen entstürzten.

Das Antlitz des Königs hingegen strahlte vor Vergnügen, und indem er sich seiner Schwägerin näherte, drückte er einen Kuß auf ihre Stirn.

Madame, sagte er mit der ganzen Grazie und Hoheit, welche ihn früher den Frauen so unwiderstehlich gemacht, Madame, ich danke Ihnen!

Gleichsam, als wolle er seiner Schwägerin Zeit lassen, die köstliche Musik dieser drei Worte, welche sein stolzer Mund so selten gesprochen, in ihrem Ohr ausklingen und verhallen zu lassen, schwieg der König, und blieb, die Hand auf die Schulter von Madame gelehnt, neben ihr stehen.

Sire, sagte sie nach einer Pause, indem sie entschlossenen Sinnes die Thränen trocknete, Sire, ich bitte Sie jetzt um die Gnade, daß Sie Ihr Versprechen sogleich erfüllen und dem Kriegsminister sofort Ihre Befehle ertheilen. Die armen Leut' in Trier sind in großer Todesangst, und wenn nicht sofort ein Courier mit der Contreordre abgeht, möchte es nachher leicht zu spät sein, denn Ihre Herrn Generäle in Deutschland sind gar so blutgierig.

Geben Sie mir Ihre Hand, meine liebe Schwägerin, sagte der König. Ich danke Ihnen nochmals für Ihre Einwilligung, und das erste Brautgeschenk,

welches Ihnen Mademoiselle de Blois darbringt, ist die Stadt Trier. Ich bitte Sie, lieben Sie das gute Kind dafür ein wenig. Nun kommen Sie, damit wir Louvois seine Befehle ertheilen!

VIII.

Die Feuerzange.

Er trat, Hand in Hand mit der Herzogin, hinter den Vorhängen hervor und wieder in das Kabinet ein, in welchem die Marquise und der Minister sie mit der lebhaftesten Ungeduld erwarteten.

Herr Marquis Louvois, sagte der König mit strenger Stimme, ich habe jetzt von der Frau Herzogin alle die Aufschlüsse erhalten, welche ich bedurfte, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß man sich unterfangen hat, meinen Namen auf die empörendste Weise zu mißbrauchen. Madame hat mir aus den ihr übersandten Berichten Details mitgetheilt, welche von der furchtbarsten Brutalität, der verächtlichsten Grausamkeit zeugen, und unserer Armee nicht zur Ehre, sondern zur Schmach gereichen. Ich will, daß das sofort geändert werde, und daß man den Krieg

in Deutschland auf eine, der gebildetsten Nation der Welt angemessene Weise führe.

Während der König so sprach, hatte er langsam das Cabinet durchschritten, und sich auf seinem Fauteuil niedergelassen. Neben diesem Fauteuil befand sich auf der einen Seite der Schreibtisch, auf der andern Seite der Marmorkamin mit der großen Pendule und den prachtvollen chinesischen Vasen. Der König, welcher vielleicht die kluge Marquise nicht in seinen Mienen wollte lesen lassen, der König wandte sich nach dem Kamin hin, und spielte nachläßig mit den prachtvollen Geräthen, den Schaufeln und Zangen aus vergoldeter Bronce, welche zum Schmuck und Zierrath in dem Messinggitter des Kamins aufgestellt waren.

Aber nach einer Pause, in welcher er vergebens eine Erwiderung von Louvois erwartet zu haben schien, wandte der König sein Haupt zu ihm hin, während seine Hand noch auf der broncenen Feuerzange ruhte.

Nun, Louvois, warum antworten Sie nicht? fragte der König heftig.

Majestät, die Befehle des Königs sollen erfüllt werden, entgegnete Louvois langsam. Ich werde mit

dem nächsten Courier den Generälen im Namen des Königs die Ordre ertheilen, nunmehr nur auf die Defensive sich zu beschränken.

Was soll das heißen? fragte Ludwig heftig. Wer redet hier von Defensive? Seit wann hätten die französischen Truppen sich damit begnügt, sich nur zu vertheidigen und nicht anzugreifen?

Sire, wenn Ew. Majestät befehlen, daß der Krieg in Deutschland seinen bisherigen Charakter verliere, daß man dem Feinde, — denn Ew. Majestät wollen bedenken, daß die ganze deutsche Nation, in jedem einzelnen Individuum unser Feind, und zwar ein sehr fanatischer Feind ist, — daß man dem Feinde mit Milde und Großmuth begegne, so werden wir keine Eroberungen mehr machen können, sondern uns darauf beschränken müssen, höchstens das erhalten zu können, was wir bisher erobert haben.

Sire, rief die Herzogin lebhaft, Sire, der Herr Kriegsminister übertreibt, um Sie in Ihrem edelmüthigen Entschlusse wankend zu machen. Das deutsche Volk ist gutherzig und dankbar, und es wird sich leichter einem großmüthigen Feinde, denn einem barbarischen und blutgierigen unterwerfen. Fragen Ew. Majestät den Herrn Kriegsminister doch nach

den Eroberungen, welche er bis jetzt in Deutschland gemacht hat? Fragen Sie ihn, ob sein Schreckenssystem bewirkt hat, daß sich irgendwo die Städte und Festungen freiwillig der französischen Armee untergeordnet haben? Fragen Sie ihn, ob nicht vielmehr die armen tapfern und treuen Deutschen überall standhaft ihnen den Gehorsam geweigert, und sich und ihre Habe bis zum Tode vertheidigt haben? Wie die Würgengel sind die französischen Soldaten von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort gezogen, und hinter sich haben sie überall eine menschenöde Wüste zurückgelassen!

Das muß, das soll anders werden, rief der König, der, um seiner Schwägerin gefällig zu sein, sich den Anschein heftiger Entrüstung gab. Sie werden sofort das System des Vandalismus aufgeben, und allen meinen Generälen es zur heiligsten Pflicht machen, den Krieg auf eine christliche Weise zu führen. Keine einzige Stadt soll mehr eingeäschert und zerstört werden, nirgends soll man mehr die Einwohner verjagen, und aus ihrem Habe vertreiben. Das Eigenthum soll überall heilig gehalten werden.

Sire, rief Louvois heftig, das heißt, Ew. Majestät wollen also Ihre Armee dem Hungertode Preis

geben! Denn wenn wir nicht mehr mit Gewalt uns nehmen dürfen, was wir benöthigen, so wird es uns an Allem fehlen. Unsere Soldaten müssen doch leben, und die Deutschen werden ihnen gutwillig nicht ein einziges Stück Brot geben.

Man lege ihnen also Steuern und Contributionen auf, sagte der König stolz. Man verpflichte sie, für die Bedürfnisse der Armee zu sorgen.

Und wenn die Deutschen diese Steuern und Contributionen nicht zahlen? Wenn sie in ihrem Oppositionsgeist beharren und erklären, daß sie außer Stande sind, dieselben zu entrichten? Wenn sie lieber ihr Korn und Mehl verbrennen, ihr Geld vergraben, als dem Feinde geben, was er bedarf. Was soll man dann thun, Sire?

Dann freilich wird man ihnen mit harten Strafen drohen müssen.

Aber an die Drohungen werden sie sich nicht kehren, sobald sie inne werden, daß es nicht Ernst mit denselben ist. Und was soll man dann thun, wenn die Drohungen die dickköpfigen Deutschen nicht mehr schrecken? Wir hatten zum Beispiel der Stadt Speier eine Contribution von fünfmalhunderttausend Francs auferlegt, und die Einwohnerschaft weigerte

sich zu zahlen. Wir ließen sie drei Mal warnen, wir droheten ihr mit Plünderung und Brandstiftung, wir gaben zuletzt noch eine achttägige Frist, und dann erst, als Alles vergeblich war, als die Einwohnerschaft von Speier sich immer noch weigerte, die verlangte Zahlung zu leisten —

Weil sie nicht konnte, unterbrach ihn die Herzogin heftig, weil Ihr vorher schon Alles ausgeraubt hattet.

Dann erst, fuhr Louvois fort, welcher die Unterbrechung gar nicht gehört zu haben schien, dann erst schritten wir zur That, machten die Drohung zur Wahrheit und äscherten die Stadt ein. Aber was sollen wir von jetzt an thun, wenn wir nicht mehr durch Gewaltmaßregeln uns Gehorsam erzwingen dürfen? Sollen wir dann von unsern Forderungen abstehen? Sollen wir uns begnügen, gedroht zu haben und uns beschämt dem Hohngelächter der Widerspenstigen Preis geben?

Mein Herr, Sie werden ungebührlich mit ihren Fragen, rief der König heftig. Schweigen Sie, und befolgen Sie meine Befehle. Ich wiederhole es Ihnen, ich will keine Armee von Raubmördern und Brandstiftern haben, der Krieg soll auf eine mensch-

liche Weise geführt werden. Senden Sie sogleich einen Courier mit diesem Befehl an den commandirenden General der Armee ab; melden Sie, daß es mein königlicher Wille ist, mit dem Schreckenssystem zu enden. Keine einzige Brandstiftung mehr, mein Herr, ich bitte es mir aus! Die Stadt Trier wird nicht das Loos von Speier und Worms haben, man wird die Einwohnerschaft nicht aus ihrer Stadt vertreiben, man wird ihre Häuser nicht in Brand stecken, man wird die Gotteshäuser heilig halten, und mit allem Thun in den Grenzen der Civilisation bleiben. Nichts von Raub, von Brand und Plünderung! Man suche in Trier wieder gut zu machen, was man in den andern Städten schlecht gemacht hat. Dies ist mein ernster unwiderruflicher Wille, richten Sie sich darnach!

Sire, sagte Louvois, es soll fortan die Richtschnur meines Handelns sein, nur was die Stadt Trier anbelangt, muß ich um Vergebung bitten, wenn ich nicht dem königlichen Befehl nachkommen kann.

Wie meinen Sie das? fragte der König auffahrend. Wer wagt es zu widersprechen, wenn ich gesagt habe: Ich will!

Sire, ich bin in Verzweiflung darüber, entgegnete

Louvois, aber in diesem einzigen Fall muß ich leider um Nachsicht bitten, wenn ich widersprechen muß. Es ist zu spät, ich kann das Geschehene nicht ungeschehen machen.

Sie wollen doch nicht sagen, daß Trier schon in Brand gesteckt ist, schrie der König, indem er aufsprang, und sich auf die Feuerzange, welche er gerade in der Hand gehalten, wie auf einen Stab auflehnte. Sie wollen sich doch nicht unterstehen zu sagen, daß Sie Befehl gegeben zu neuen Schandthaten?

Sire, wenn Ew. Majestät die Strenge des Krieges als Schandthaten bezeichnen wollen, so muß ich mir das gefallen lassen, sagte Louvois mit bleichem Gesicht und trotziger Stimme. Ich habe vorgestern an den commandirenden General in Trier die Ordre abgesandt, mit der Stadt Trier nach Recht und Gesetz zu verfahren, das heißt, die Drohung zur Wahrheit zu machen, und die Stadt, welche Steuern und Contributionen hartnäckig verweigert, in Schutt und Asche zu verwandeln.

Herr, schrie der König, indem er die Feuerzange drohend emporhob, und mit wüthender Geberde auf Louvois eindrang, Herr, Sie werden Ihre Ordre zurücknehmen, Sie werden sogleich einen Courier mit

der Contreordre abgehen lassen. Sie sind ein Unverschämter, welcher es wagt, seinem König zu trotzen, ein Unverschämter, den mein Arm zerschmettern wird, wie der Blitz die Eiche zerschmettert.

Und er that noch einige Schritte weiter nach Louvois hin, und schwang die Feuerzange wie ein Richtschwert über dem Haupte des Kriegsministers. *)

Sire, schrie Louvois entsetzt, Sire, wollen Sie mich ermorden?

Es wäre zu viel Ehre für Sie, von der Hand Ihres Königs gerichtet zu werden, rief der König, indem er die Feuerzange niederfallen ließ. Aber hören Sie, was ich Ihnen jetzt sage: wenn Trier wirklich schon ein Opfer Ihrer brutalen Grausamkeit geworden, wenn es wirklich schon in Schutt und Asche verwandelt ist, so sind Sie ein Hochverräther, dem ich zum schreckenden Beispiel für alle Andern den Kopf vor die Füße legen lasse. Richten Sie sich darnach, senden Sie so viel Staffetten und Couriere als Sie wollen, aber lassen Sie sich nicht wieder vor meinen Augen sehen, als bis Sie mir die Nach-

---

*) Historisch. Siehe: Memoirs of the Court of France. By the Marquis de Dangeau. I.

richt bringen, daß Ihre Contreordre zur rechten Zeit gekommen, daß Trier gerettet ist!

Ohne den unglücklichen Kriegsminister nur eines Blickes weiter zu würdigen, wandte sich der König den Damen zu, welche beide mit ernster Ruhe und mitleidslosen Zügen dem Ungewitter, welches über den verhaßten Mann hereinbrach, zugeschaut hatten.

Liebe Marquise, sagte der König mit seiner weichsten und zärtlichsten Stimme, liebe Marquise, Sie werden mich nachher auf einer Spazierfahrt begleiten. Treffen Sie Ihre Vorkehrungen danach! Madame, fuhr er dann fort, indem er sich der Herzogin näherte, erlauben Sie mir, daß ich Sie selber in das große Vorzimmer geleite. Geben Sie mir den Arm, Frau Schwester!

Er bot ihr mit verbindlicher Galanterie den Arm dar, und führte die Herzogin mit stolzer Grandezza durch das Kabinet nach der Ausgangsthür hin, neben welcher Louvois bleich wie ein Schatten in demuthsvoller unterwürfiger Stellung sich befand. Aber der König streifte, ohne ihn zu beachten, an ihm vorüber, als wär's ein niederer Wurm, den sein Fuß berührte, ohne ihn des Anschauens werth zu halten.

Die Portière hatte sich indeß kaum hinter dem

fürstlichen Paar geschlossen, als wieder Leben und Bewegung in die Gestalt des Ministers kam. Er sprang durch das Zimmer, er faßte mit einer heftigen Bewegung das Gewand der Marquise Maintenon, welche eben im Begriff war, durch die kleine Tapetenthür in ihre eigenen Gemächer zurückzukehren, und schon diese Tapetenthür geöffnet hatte.

Madame, sagte er mit düsterer und doch bittender Stimme, Madame, auf ein Wort.

Die Marquise wandte sich mit gelassener Hoheit zu ihm um. Was giebt's, Monsieur? fragte sie stolz.

Madame, ich bitte Sie um Ihren Beistand, Ihre Unterstützung. Ich fürchte, es wird unmöglich sein, daß ein Courier noch rechtzeitig in Trier anlangt, ich fürchte, daß die Stadt schon jetzt in Flammen steht, und die Contreordre also zu spät kommt. Ich beschwöre Sie, stehen Sie mir bei, haben Sie die Güte, den König auf diesen Fall vorzubereiten, und ihn zur Milde, zur Vergebung zu stimmen.

Aus was für Gründen sollte ich das thun? fragte die Marquise. Was hätte ich davon?

Madame, Sie sowohl als ich haben Feinde, mächtige unversöhnliche Feinde. Verbinden wir uns gegen dieselben, bilden wir einander uns eine Schutzmauer

gegen unsere Feinde. Stehen Sie mir jetzt bei, Madame, besänftigen Sie dies Mal den Zorn des Königs, und ich werde Ihnen bei jeder Gelegenheit beistehen, Sie sollen mich immer treu und ergeben an Ihrer Seite finden, bereit gegen alle Ihre Feinde den Kampf aufzunehmen.

Ich fürchte meine Feinde nicht, sagte die Marquise stolz, denn meine Feinde sind zugleich die Feinde Gottes, und Er wir mir helfen, sie zu besiegen.

Sie verweigern mir also Ihre Unterstützung? fragte Louvois mit grollender Stimme.

Ja, erwiderte sie, ich verweigere Ihnen jetzt meinen Beistand, wie Sie mir damals Ihren Beistand verweigerten, als ich Sie um denselben bat. Wäre ich heute an der Stelle, die mir gebührt, so würde die Königin Françoise mit ihrem ganzen Einfluß den Freund beschützen, der ihr geholfen, die Stufen des Throns zu ersteigen. Die Marquise Françoise Maintenon sieht in Ihnen nur den Feind, der sie von diesem Thron absichtlich zurückgehalten hat. Möge Ihr Geschick sich erfüllen, ich halte es nicht auf! Retten Sie Trier, damit Sie Ihren eigenen Kopf retten!

Sie schritt langsam durch die Thür vorwärts, und drückte sie geräuschlos hinter sich zu. Louvois aber

stürzte wie ein Rasender nach der kleinen Antichambre über die kleine Seitentreppe zu seinem bereitstehenden Wagen, und kehrte in vollem Galopp in sein Hôtel zurück.

Zwanzig Minuten später sprengten drei Couriere aus dem Hôtel des Kriegsministeriums fort. Sie hatten alle drei dieselbe Ordre, und waren alle drei an den General Feuquières in Trier abgeschickt. Nur schlugen sie Jeder einen verschiedenen Weg ein, damit, wenn der Eine fehlte, vielleicht der Andere zu rechter Zeit sein Ziel erreichte. Dem zuerst in Trier Anlangenden hatte Louvois eine Belohnung von tausend Louisd'or versprochen, und wenn er noch rechtzeitig anlangte, um den Brand der Stadt Trier verhindern zu können, sollte die Summe verdoppelt werden.

Und Dank dieser großen Belohnung, oder der Langsamkeit der anderen Couriere, welche früher den Brandbefehl nach Trier gebracht, gelangte der erste Courier noch rechtzeitig nach Trier, kam er daselbst grade an dem Tage an, an welchem die letzte Frist abgelaufen war, und an welchem man die überall angehäuften Brennmateriale in Flammen setzen wollte.

Trier war also gerettet, und mit strahlendem Ge-

sicht und hochgehobenem Haupte begab sich Louvois in den Louvre, um dem König die glückliche Botschaft zu bringen.

Ich wußte es wohl, sagte Ludwig stolz, nachdem Louvois seinen Bericht beendet hatte. Ich zweifelte keinen Augenblick, daß meine Befehle ausgeführt würden. Es war mein Wille, daß Trier gerettet werden sollte, und also mußte es gerettet werden, denn der Wille des Königs ist Gesetz. Gehen Sie, und bringen Sie der Frau Herzogin von Orleans diese Botschaft. —

Elisabeth Charlotte befand sich in ihrem Cabinet, als der Kriegsminister Louvois ihr gemeldet ward. Ihr Sohn, der Herzog von Chartres war bei ihr; er hatte so eben seiner Mutter geklagt, daß seine Braut ihm gar nicht gefalle, daß sie nicht blos häßlich sei, sondern einen viel schlimmeren Fehler habe, daß sie langweilig sei.

Mitten in diesen vertraulichen Klagen ward er durch das Eintreten des Kriegsministers unterbrochen. Die Herzogin in ihrer gewohnten raschen und lebendigen Weise ging ihm bis dicht an die Thür entgegen.

Hätte nimmer geglaubt, Sie hier bei mir empfangen zu müssen, und hätte Sie sicher nicht angenom-

men, wenn Sie nicht gesagt hätten, Sie kämen auf Befehl des Königs. Ich habe mir einst unter vielen Thränen und in großem Kummer gelobt, daß der grausame und herzlose Mann, der meine liebe und schöne Laura so grenzenlos unglücklich gemacht hat, nimmer wieder meine Schwelle überschreiten sollt'. Aber der König befiehlt, und ich muß es dulden, daß Sie hier sind.

Madame, ich werde mich beeilen, wieder fortzukommen, sagte Louvois finster. Der König hat mir befohlen, der Frau Herzogin von Orleans zu melden, daß Trier gerettet ist, und nicht gebrandschatzt wird.

Das Antlitz der Herzogin strahlte auf in Freude, und die Hände und die Blicke zum Himmel erhebend, rief sie: Trier ist gerettet. Ich danke Dir, Du großer, erbarmender Gott, ich danke Dir!

Madame, sagte Louvois finster, ich habe Ew. königlichen Hoheit nichts weiter zu sagen. Ich bitte um meine Entlassung!

Nein, rief die Herzogin, nein, da Sie einmal hier sind, so können Sie noch ein paar Minuten länger bleiben. Es ist heute ein Glückstag, wie es scheint, denn auch ich habe einen Courier mit glücklichen Nachrichten erhalten. Sie haben mir eine Freudenbot-

schaft gebracht, ich revangir' mich, und geb' Ihnen eine andere mit heim. Aber sagen's mir zuerst, was haben Sie für Nachrichten von meiner Laura, Ihrer schönen herzlieben Tochter?

Ein düsterer Schatten flog über das Antlitz von Louvois hin. Seit einem Jahre habe ich gar keine Nachrichten, Madame, sagte er. Sie ist aus dem Schloß ihres Gemahls entflohen, und der Marquis Strozzi hat sie überall vergeblich gesucht. Er hat nirgends ein Spur von ihr entdecken können, und das hat sein Herz mit solchem Kummer erfüllt, daß er in Tiefsinn und Schwermuth verfallen ist.

Und Sie, Herr Marquis, haben Sie auch keine Spur von Ihrer Tochter auffinden können?

Ich habe nicht darnach gesucht, weil ich überzeugt war, daß Strozzi jedes Mittel angewandt hat, um die Entflohene zu erforschen. Sie ist also wahrscheinlich auf ihrer Flucht verunglückt und irgendwo unbekannt gestorben und zu Grunde gegangen. Oder sie hat sich in ein Kloster begeben und sich von der Welt und ihrem thörichten eigenen Herzen zu Gott gerettet. Ich betrauere sie als eine Todte.

Nun, mein lieber Marquis, rief die Herzogin lächelnd, jetzt sollen Sie von mir die versprochene

Freudenbotschaft erhalten. Hören Sie auf, um Ihre Tochter zu trauern, Sie zärtlicher Vater. Laura lebt!

Sie lebt! rief Louvois, und es lag in dem Tone seiner Stimme mehr Schrecken wie Freude.

Ja, sie lebt, das liebe, das herrliche Geschöpf. Sie lebt und hat mir geschrieben, denn sie weiß wohl, daß ich sie liebe, als wär' sie mein eigen Kind. Sie hat sich vor der Welt und den bösen Leuten, die sie verfolgen, zu Dem gerettet, den sie liebt, und der mit seinem kräftigen und tapfern Arm sie beschützen wird gegen alle ihre Feinde!

Ihre königliche Hoheit wollen doch nicht sagen, daß sie zum Prinzen Eugen von Savoyen sich geflüchtet hat? fragte Louvois erbleichend.

O, rief die Herzogin, wie gut Sie wissen, Herr Marquis, wer der Mann ist, den Ihre Tochter liebt. Und doch konnten Sie so hartherzig und grausam sein, sie von diesem Manne zu trennen. Aber Gott ist gerecht und gütig, und er hat sie vereint mit dem Geliebten, von dem Sie mein Herzenskind getrennt hatten. Ja, die Marchese Strozzi hat sich zu dem Prinzen Eugen von Savoyen geflüchtet. Sie ist bei ihm!

Sie wagt das? rief Louvois heftig. Sie hat den frechen Muth, dem Urtheil der Welt, der Schande zu

trotzen, sich als die Geliebte, die Maitresse des Mannes zu bekennen, dessen Gemahlin sie nimmer werden kann, so lange ihr Gemahl lebt. Sie scheuet sich nicht, ihre ganze Familie zu beschimpfen, sich selber der Verachtung, dem Spott Preis zu geben!

Ja, so sind die Menschen, die bösen hartherzigen Menschen, zürnte die Herzogin. Erst treiben's so weit, daß ein ehrlicher und guter Mensch in Desperation gerathen muß über ihre Hartherzigkeit und Hinterlist, und wenn sie ihn dann auf's Aeußerste gereizt und ihn dahin gebracht haben, daß er sie ganz und gar verachtet und gar Nichts frägt nach ihrem Urtheil, und nur thut, was sein Herz und sein Gewissen ihm erlaubt, dann schreien die hartherzigen Menschen Zetermordio und möchten den Stab brechen über das Opferlamm ihrer Bosheit.

Ich kann's nicht glauben, rief Louvois. Meine Tochter, die Tochter des Marquis von Louvois, die Marquise Bonaletta, die Gemahlin des Marchese Strozzi sollte es wagen, mit dem Prinzen Eugen von Savoyen zusammen zu leben! Ew. königliche Hoheit sind falsch berichtet. Es ist unmöglich, daß dem so sei!

Sie irren, Marquis. Es ist die Wahrheit. Mein Herzenskind hat es mir selber geschrieben, hat mir

ausführlich all' die Jahre der Qual und der Tortur geschildert, die sie bei dem fürchterlichen Menschen, dem Strozzi, durchlitten und erduldet hat, und weiß Gott, ich habe bittere Thränen geweint bei dieser Schilderung. Aber dann hat auch mein Herz gehüpft vor Freud' und Wonne, als sie mir ihre Flucht geschildert, und mir erzählt hat, wie sie endlich nach so viel Trübsal und Gefahr mit dem Geliebten vereint worden.

Und Ew. Hoheit ist nicht empört darüber? fragte Louvois zornig. Ew. Hoheit, welche man die ehrbarste und tugendhafteste Frau von ganz Paris nennt, Ew. Hoheit haben kein Wort des Zornes für diese Frechheit, mit welcher Laura das Urtheil der Welt bravirt, und sich und ihre Schande öffentlich Preis giebt?

Sie reden da sehr grausam und sehr ungerecht, Herr Marquis, sagte die Herzogin achselzuckend. Aber so ist's freilich immer in der Welt, daß diejenigen, welche für sich selber und bei dem, was sie thun, gar keinen Respekt haben vor Tugend und Moral, doch gleich die großen Wort' im Mund' führen, sobald andere Leut' etwas thun, was ihnen in die Quere kommt und ungewöhnlich ist. Der Herr Marquis Louvois hat niemals viel auf Tugend und Ehrbarkeit gehalten,

und ich mein', er hat's gemacht, wie so Viele hier an Eurem leichtfertigen französischen Hof, er hat recht oft gelacht über die altmodische deutsche Prinzessin, die nit einstimmen wollt' in Eure Leichtfertigkeit, und sich unterstand, ein ehrbar Gesicht zu machen, und ihrem Gemahl niemals Veranlassung gegeben hat zur Eifersucht. Aber heut' beruft sich der Marquis Louvois auf die Tugend und Ehrbarkeit der verspotteten altmodischen Prinzessin, heut', wo's ihm paßt für Tugend und Ehrbarkeit zu schwärmen, um damit seine Tochter zu verdammen. Ich will Ihnen aber Etwas sagen, Sie strenger Tugendrichter: Die reinen und stolzen Herzen verschmähen es, die Welt zu hintergehen, denn sie haben ihre Welt für sich, und achten daher gar nicht auf das, was die bösen Zungen sagen. Was sie Gott bekannt haben, das scheuen sie sich auch nicht, den Menschen zu bekennen, und wenn die alsdann so erbärmlich sind, solche Wahrhaftigkeit ihres Handelns und Seins nicht zu verstehen, und sie in ihrer Bosheit zu verlästern, nun so fragen sie nichts darnach und gehen ihren Weg ruhig weiter. Die Laura hat Recht gethan, daß sie sich zu ihrer Liebe und zu ihrem Geliebten bekennt, denn sie hat dadurch bewiesen, daß ihr Herz tapfer ist, daß sie die bösen Menschen ver-

achtet, und daß ihre Liebe den heiligen Muth hat, selbst die Schande auf sich zu nehmen und der Verachtung Trotz zu bieten. Sie weiß es wohl, daß alle diejenigen, welche gern im Geheimen sündigen, aber öffentlich ein ehrbar Gesicht schneiden und Moral und Tugend im Mund' führen, daß alle die Heuchler und Frömmler Zeter schreien und den Stein gegen sie schleudern werden. Aber sie ist demüthig und fromm, und legt ihr treues Haupt still und ergeben an ihres Geliebten Brust und sagt zu ihm: „Du bist meine Welt, Du bist meine Ehre, Du bist mein Glück! Du bist meine Liebe und mein Gott, und Dich nehme ich an zum Richter über mich. Wenn Ihr Beid' mit mir zufrieden seid, was kümmern mich dann die Menschen? Ich laß' sie reden und bitt' den lieben Gott, daß er ihnen vergeben mög'." So, nun wissen's, Herr Tugendrichter, was die ehrsame und altmodische Herzogin von Orleans über die Marquise Strozzi denkt, die sich zum Prinzen Eugen geflüchtet hat vor ihrem grausamen Vater und dem wahnsinnigen Gemahl! Gott segne das edle hochherzige Weib, das so viel geduldet um ihrer Liebe willen, so heldenmüthig Alles überwunden hat in Freudigkeit und Treue! Gott segne sie! Wehe aber über Sie, wenn Sie es

wagen sollten, ihr Glück zu stören und ihren Frieden zu beunruhigen. Ich sag's Ihnen, ich würd' Rache nehmen an Ihnen für meine Laura, und Gott und der König würden mir beistehen, daß ich sie vollführen könnt'! So, nun gehen's, Herr Marquis von Louvois, wir haben uns nichts mehr zu sagen, wir kennen uns und wissen, was wir von einander zu halten haben. Leben Sie wohl, Herr Kriegsminister, und sagen's dem König, ich ließ ihm tausend Mal danken für die Rettung von Trier!

Mein Philipp, wandte sich die Herzogin dann, als Louvois hinausgegangen war, an ihren Sohn, mein Philipp, vergieb Deiner Mutter, daß sie immer noch ihr deutsches Herz nicht bezähmen kann, und noch immer an der lieben Heimath hängt. Du sagst, daß Deine Braut langweilig ist und Dir nicht gefällt, aber jede langweilige Minut', die Du mit ihr verbringst, wird Dir mit einem Menschenleben und einem Dankgebet belohnt, und Dein Verlobungsfest ist für eine ganze Stadt ein Erlösungsfest gewesen. Darum, mein Herzenskind, ertrag's mit Geduld und denk', daß die Mademoiselle de Blois doch für's Erste nur Deine Braut ist, und daß sie erst in zwei Jahren Deine Gemahlin werden soll. Gar viele Dinge kön-

nen geschehen bis dahin, und Deine Mutter ist die Frau dazu, um den Dingen ein bissel zu helfen, daß sie so gehen, wie wir's wünschen! —

Laura, die Geliebte des Prinzen Eugen von Savoyen, murmelte Louvois in sich hinein, während er langsam die breite Treppe des herzoglichen Palastes hinunter schritt, und sich zu seinem Wagen begab. Meine Tochter die Geliebte meines verhaßten Feindes, rief er ganz laut, als der Wagen mit donnerndem Geräusch über die Straße dahinfuhr. Sie hat sich zu Eugen geflüchtet, sie lebt mit ihm. Und ich soll das dulden, soll diese Schmach ruhig hinnehmen, soll — nun ja, unterbrach er sich plötzlich selber, und ein grausames Lächeln blitzte einen Moment in seinem zorngerötheten Antlitz auf, nun ja, ich werde es dulden, ich werde mich ganz ruhig verhalten, um den Zorn der vielvermögenden Herzogin von Orleans nicht gegen mich zu erregen. Aber ich werde es Barbesieux sagen, ich werde die Ehre unseres Hauses in seine Hand legen, und ich denke, er wird wissen, was er damit zu thun hat!

VIII.

Tapfere Herzen.

Prinz Eugen's diplomatische Sendung nach Turin war von dem glücklichsten Erfolg belohnt worden. Der Herzog Victor Amadeus von Savoyen hatte den Bitten, den Vorstellungen, der Ueberredung seines klugen und kühnen Vetters nicht zu widerstehen vermocht, denn Eugen hatte es verstanden, zugleich zu seinem Ehrgeiz, seiner Ländergier und seinem Stolz zu sprechen. Dem ehrgeizigen Herzog hatte er im Namen des Kaisers den Titel „Königliche Hoheit" zugesagt, dem ländergierigen hatte er die Abtretung eines bedeutenden, an der savoyischen Grenze liegenden Landdistricts versprochen, und endlich dem stolzen Herzog hatte er berichtet, daß Louvois dem Marschall Catinat, dem französischen Feldherrn, den Auftrag gegeben, im Falle der Herzog von Savoyen sich einfallen lasse, mit dem

Kaiser von Deutschland ein Bündniß abzuschließen, ihn sofort gefangen zu nehmen, nach der Festung Pignerolle zu führen, und die Herzogin Mutter wieder zur Regentin des Landes einzusetzen.

Mehr noch als der Herzogstitel und die Gebietsvergrößerung hatte bei Victor Amadeus dieses Wort des übermüthigen Franzosen den Ausschlag gegeben.

Ich werde diesem Louvois beweisen, daß ich kein Knabe mehr bin, den man strafen kann, sondern ein Mann, den er zu fürchten hat, rief er aus. Ich bin Euer, mein lieber Vetter Eugen, Euer und des Kaisers von Deutschland. Er soll an mir einen treuen und tapfern Bundesgenossen finden gegen das übermüthige Frankreich. Der glücklichste Tag meines Lebens würde es sein, wenn wir Beide als Sieger unsern Einzug halten könnten in Paris, und nicht blos dem stolzen König Ludwig, sondern mehr noch dem übermüthigen Louvois eine Visite machen könnten. Ich glaube, wir haben Beide eine Scharte mit ihm auszuwetzen, und Revanche zu nehmen für schwere Unbill.

Ich nicht, sagte Eugen mit einem strahlenden Lächeln. Was er mir persönlich gethan, habe ich ihm

vergeben, denn die Glücklichen haben keine Erinnerung für vergangenes Unglück.

Sie sind also endlich glücklich? fragte der Herzog, seine durchdringenden schlauen Augen forschend auf das klare, heitere Angesicht seines Vetters heftend.

Ja, ich bin glücklich, rief Eugen mit einem solchen Ausdruck von Freude und Seligkeit, daß Victor Amadeus selber sich eines freudigen Lächelns nicht erwehren konnte. Er nickte mehrmals lebhaft mit dem Kopfe, und reichte Eugen seine Hand dar.

Das freut mich, freut mich aufrichtig, sagte er, und ich gratulire von ganzem Herzen. Es ist schön von Ihnen, daß Sie, der Sie niemals über Ihr Unglück Klage geführt, sich so offen zu Ihrem Glück bekennen.

Sie glaubten also, ich wäre ein Undankbarer, königliche Hoheit?

Nein, Vetter, aber — Sie vergeben mir — es giebt manche Arten von Glück, welche der Verschwiegenheit und der Verhüllung bedürfen. Ich glaubte, das Ihre gehöre zu dieser Art. Gestatten Sie mir einmal eine offene und ehrliche Frage, die lediglich aus dem Wunsch entspringt, Ihnen nützen zu können. Wollen Sie denn nicht den Versuch machen, für Ihr

Glück den Segen der Kirche zu erhalten? Ich weiß wohl, daß dies ein Vorurtheil ist, von welchem starke Seelen nicht berührt werden. Ich spreche daher auch nicht von Ihnen, sondern nur von der Dame Ihres Herzens. Zürnen Sie mir nicht, daß ich so offen zu Ihnen rede, und anscheinend eine Indiscretion begehe, denn Sie haben mir niemals von dieser Dame gesprochen, und mich niemals Ihres Vertrauens gewürdigt. Aber Sie sind mein naher Verwandter, und die Dame ist gewissermaßen meine Schutzbefohlene, denn ihre Güter liegen in meinem Lande, und ihre Familie hat früher an dem Hofe der Herzoge von Savoyen eine große Rolle gespielt. Lassen Sie mich ihren Namen aussprechen, denn Sie können wohl glauben, daß das Gerücht mir denselben längst genannt hat. Es ist die Marchesa Strozzi, welche sich in Ihrer Begleitung befindet, nicht wahr?

Nein, königliche Hoheit, erwiderte Eugen lächelnd. Es ist der Prinz Eugen von Savoyen, welcher sich in der Begleitung der Marchesa Strozzi befindet. Sie ist, wo sie auch ist, die Herrin und die Gebieterin, ich bin, wo ich auch sei, ihr mit Leib und Seele, mit Herz und Sinn so ganz und gar in Gehorsam,

Liebe und Treue ergeben, daß ihr Wille für mich Gesetz, ihr Wunsch für mich Befehl ist.

O, rief der Herzog lachend, ich sehe wohl, mein lieber Vetter, daß Sie noch im ersten Stadium der Verliebtheit sind.

Königliche Hoheit, Sie irren, ich liebe die Marchese Strozzi seit sieben Jahren. Ich glaube, die wahre Liebe vermindert sich niemals, sondern sie wächst mit der Dauer des Besitzes.

Der Herzog seufzte. Man sieht es, sagte er, Sie stehen noch bei Ihrer ersten Liebe, denn diese schwärmt immer von einer Ewigkeit der Gefühle. Aber gerade, weil Sie so schwärmerisch lieben, sollten Sie auch die Dame Ihres Herzens vor jedem bösen Leumund, vor jedem Hohn der Welt zu bewahren suchen. Ich kann es Ihnen nicht verhehlen, Prinz, man spricht an meinem Hofe viel von Ihrem Liebesverhältniß mit der Marchesa Strozzi, alle bösen Lästerzungen beschäftigen sich mit Ihnen Beiden, und Sie wissen wohl, wie das so geht, man entschuldigt Sie und klagt die Marchesa an. Ich bin überzeugt, sie ist eine edle, tugendhafte und unschuldige Frau, aber, was wollen Sie, die Welt glaubt das natürlich nicht, denn die Marchesa wagt es, die Welt zu braviren. Sie hat

nicht blos den Schein, sondern auch das Gesetz und die Kirche gegen sich, und gerade diejenigen, welche am wenigsten tugendhaft sind, und die in der Stille am meisten sündigen, verzeihen ihr das am wenigsten. Sie sind es der edlen und schönen Marchesa wohl schuldig, Prinz, daß Sie den Leumund zum Schweigen bringen, und den bösen Zungen nicht das Recht geben, sie zu zerfleischen.

Giebt es ein Mittel dazu, Herzog?

Ja, mein lieber Vetter. Sie müssen versuchen, die Ehe der Marchese zu lösen, und ihr dann Ihren Namen geben, sie zu Ihrer Gemahlin erheben.

Erheben, wiederholte Eugen achselzuckend. Ich würde der glücklichste, der stolzeste, der beneidenswertheste Mensch sein, wenn ich mich zu dem Gemahl der Marchesa Strozzi erheben könnte. Auch will ich Ihnen Etwas sagen, was ich bisher noch Niemanden gesagt habe. Ich lasse nichts unversucht, um zu diesem Ziele zu gelangen, ich habe mich sogar an den heiligen Vater nach Rom gewandt, und ihm so unleugbare Beweise von der Ungültigkeit und Gesetzlosigkeit jener ersten Vermählung der Marchese Bonaletta vorgelegt, daß ich wohl meine, der Papst müsse diese Beweise anerkennen.

Und was hat Ihnen Innocenz geantwortet?

Ich erwarte die Antwort jede Stunde, aber ich gestehe Ihnen, königliche Hoheit, daß ich nicht glaube, sie werde günstig ausfallen. Der Papst ist aller Wahrscheinlichkeit nach ergrimmt auf mich, nicht blos, weil ich dem König von Frankreich, dem ältesten Sohne der Kirche, in Ihnen einen seiner wichtigsten Bundesgenossen abtrünnig gemacht habe, sondern außerdem auch, weil er vermuthlich erfahren hat, daß ich bei Ihnen der beredte Fürsprecher der Waldenser gewesen, und mich verrühmen darf, Ihre Versöhnung mit diesen tapfern und guten Verfechtern ihres Glaubens und ihrer Religion vermittelt zu haben. Ich meinestheils bin sehr stolz auf diese Vermittelung und hege die Ueberzeugung, daß die tapfern Waldenser für uns und gegen Frankreich sehr nützliche Bundesgenossen sind. Aber der Papst wird Ihnen so wenig wie mir das Bündniß mit den Ketzern vergeben, und er wird daher nicht geneigt sein, mir eine Gunstbezeigung zu gewähren.

Sie haben Recht, sagte Victor Amadeus gedankenvoll. Auf diese Weise wäre also mein Abfall von Frankreich Ihren persönlichen Interessen durchaus schädlich, und doch waren Sie es, der

durch seine hinreißende Beredtsamkeit mich dazu drängte.

Herzog, meine persönlichen Interessen dürfen niemals Einfluß haben auf mein politisches und militairisches Verhalten. Ich habe dem Staate Oesterreich und dem Kaiser Leopold meine Dienste geweiht, und den Eid der Treue geschworen, und ich werde niemals eidbrüchig.

Wenn also der Papst die Ehescheidung verweigert, rief der Herzog, wenn die Marchesa Strozzi nicht Ihre Gemahlin werden kann, was soll dann werden? Sie können doch nicht daran denken, dieses ungesetzliche Verhältniß fortbestehen zu lassen?

Vergebung, Herzog, ich erkenne diesen Ausdruck nicht an. Ich habe kein ungesetzliches Verhältniß mit der Marchesa Strozzi. Wir lieben uns, wir sind fest entschlossen, Hand in Hand durch das ganze Leben zu gehen, wir werden niemals von einander lassen, niemals uns trennen; die Treue und die Liebe ist das Gesetz unseres ganzen Lebens, und wir werden es niemals verletzen. Im Uebrigen kümmern wir uns nicht um die Welt, möge sie also sich nicht um uns bekümmern, möge sie uns vergessen!

O, mein heldenmüthiger Vetter, Sie sind nicht

der Mann, den die Welt vergessen kann, denn Sie werden ihr durch Ihre Thaten jeden Tag Veranlassung geben, Ihrer zu gedenken, und je heller das Licht ist, das Sie umstrahlt, desto größer wird der Schatten sein, der auf Ihre Geliebte fällt. Nein, sehen Sie mich nicht so zürnend an, ich meine es gut mit Ihnen und mit der Marchesa. Meine Gemahlin und ich haben uns Beide das Wort gegeben, Alles zu thun, um entweder Sie und die Geliebte zu vereinen, oder wenn dies unmöglich ist, wollen wir versuchen, Sie Beide zu überzeugen, daß Sie gegenseitig die Pflicht haben, ein solches unhaltbares Verhältniß zu lösen, bevor es an der Ungunst der äußeren Verhältnisse scheitert. Ich rede ganz offen mit Ihnen, und ich gestehe Ihnen daher, daß die Herzogin eben bei der Marchesa Strozzi dasselbe versucht, was ich bei Ihnen versuche. Die Herzogin hat drei Mal schon eine Einladung an die Marchesa gesandt, und dieselbe hat immer abgelehnt.

Die Marchesa wünscht sich durchaus fern und abgeschieden von der Welt zu halten, Herzog. Nicht als ob sie Furcht vor derselben hätte, aber sie fühlt sich unabhängig von derselben.

Weil sie vorläufig ihre Welt in Ihnen sieht, mein

lieber Vetter. Nun, die Herzogin, welche als die erste Frau meines Landes die Verpflichtung hat, allen anderen Frauen ein Vorbild strenger Tugend und Sittsamkeit zu sein, die Herzogin will es versuchen, die Marchesa Strozzi zu überzeugen, daß sie sich nicht länger der Gefahr aussetzen darf, die Welt gegen sich zu reizen. Sie hat aber zugleich der Frau Marchesa der Welt gegenüber eine Genugthuung geben wollen, und hat sich daher in ihrer Galla-Equipage zu der Marchesa begeben, um ihr einen Besuch zu machen.

Königliche Hoheit, die Frau Herzogin wird der Tugend und Sittsamkeit selber einen Besuch machen, denn die Marchesa ist beides in Einer Person. Ueberlassen wir es also den Damen, diesen zarten Punkt weiter zu erörtern, und beschäftigen wir uns mit der Politik und unseren Kriegsangelegenheiten. Der Churfürst Max Emanuel wird heute noch mit seinen Truppen bei Moncalièrs anlangen, auch die Truppen des Kaisers sind endlich eingetroffen, und die spanischen Truppen begeben sich auch dahin.

Und wir werden uns mit meinen Truppen gleichfalls nach Moncalièrs verfügen. Es ist endlich Zeit, daß wir diese übermüthigen Franzosen, welche sich die

Herren meines Landes dünken, hinausjagen. Sie rauben und brennen und morden wie die Vandalen in unserm Lande.

Hoheit, wir werden, will's Gott, in Frankreich Rache nehmen für die Unthaten, welche die Franzosen in Deutschland und Italien verübten!

Ja, das wollen wir, mein lieber Vetter, eine glühende, blutige Rache! Ich habe schon meinen Feldzugsplan entworfen! Wir wollen denselben mit einander prüfen, kommen Sie, Eugen! —

Während die Beiden sodann in dem Cabinet des Herzogs mit den ernsten Angelegenheiten der Politik sich beschäftigten, befand sich die Herzogin bei der Marchesa Strozzi in lebhaftem Gespräch. Sie hatte Laura gar nicht die Wahl gelassen, ob sie ihren Besuch annehmen oder ablehnen wolle; ohne sich anzukündigen, war sie den ihr voranschreitenden Lakayen gefolgt, und als diese das Cabinet der Marchesa öffneten, um den hohen Besuch zu melden, war die Herzogin auch schon in die Thür eingetreten.

Laura hatte sich daher weder dem Besuch, noch den Erörterungen entziehen können. Sie war der Herzogin mit heiterer, stolzer Anmuth entgegengetreten, und mit lächelnder Ruhe, mit klarer Stirn hatte sie

der Herzogin zugehört, welche sich bemühte, der Marchesa Strozzi auseinander zu setzen, daß sie sich in einer unhaltbaren Stellung befinde, und daß es ihre heilige Pflicht sei, derselben ein Ende zu machen.

Ich kenne nur Eine Pflicht, sagte Laura ruhig, als die Herzogin geendet. Nur die Pflicht, sich selbst genug zu thun, und seine Handlungen von seiner innern Ueberzeugung bestimmen zu lassen.

Aber es kann doch nicht Ihre innere Ueberzeugung sein, daß Sie Recht thun, indem Sie dieses ungesetzliche Verhältniß mit dem Prinzen Eugen von Savoyen bestehen lassen? fragte die Herzogin lebhaft.

Es ist kein ungesetzliches Verhältniß, erwiderte Laura sanft. Wir folgen Beide dem heiligsten und dem höchsten Gesetze, dem Gesetze der Liebe, wir folgen Beide dem Gotte in uns, der unser Handeln leitet und bestimmt. Wir haben unsere Hände ineinander gelegt, und uns ewige Liebe und Treue geschworen, und wir werden unsern Schwur halten um Gottes und der Liebe willen.

Und Sie werden Ihren Schwur mit Ihrer Ehre, mit Ihrer Ruhe, mit später Reue und trauriger Vereinsamung bezahlen. Prinz Eugen ist ein Mann wie alle anderen Männer, er liebt Sie jetzt, er findet das

Verhältniß, in welchem er zu Ihnen steht, romantisch, die Außergewöhnlichkeit desselben reizt ihn. Aber nach und nach wird er sich daran gewöhnen, nach und nach wird er sein Ohr dem Gerede der Welt öffnen, es wird ihn geniren, daß die Frau, welche er liebt, von der Welt getadelt und verachtet wird, er wird es vermeiden, sich öffentlich mit Ihnen zu zeigen, um nicht das Urtheil der Welt herauszufordern, er wird sich Ihrer schämen, und —

Madame, unterbrach sie Laura zürnend, Madame, wer giebt Ihnen ein Recht, den Prinzen Eugen zu beleidigen und zu verleumden?

Die Erfahrung, mein armes Kind, die Erfahrung, die Kenntniß der Welt giebt mir dieses Recht. Sie leben nur in Ihrer Liebe, mit Ihrem Herzen, und in dem Heroismus Ihres reinen Gefühls finden Sie, daß kein Opfer zu schwer ist, welches Sie Ihrer Liebe darbringen. Aber die Welt ist hartherzig und kalt, sie spottet solcher Opfer, sie tritt sie unter die Füße, daß nichts von ihnen übrig bleibt, als Staub, und mit diesem Staub bewirft sie dann schonungslos diejenigen, welche ihr opponirt und die Opfer dargebracht hatten. Meine Theure, ich will Ihnen ein Beispiel anführen, das mir nahe liegt, und das mir

viel Thränen gekostet hat. Auch der Herzog von Savoyen, mein Gemahl, ward geliebt von einer schönen, geistreichen, hochherzigen Frau. Die Gräfin La Verrue brachte ihm das größte Opfer dar, welches eine Frau zu bringen vermag, ihre Tugend, ihre Ehre, ihren guten Ruf. Sie verließ um des Herzogs willen ihren Gemahl, der sie anbetete, unsern Hof, dessen gefeierteste Schönheit sie bis dahin gewesen, sie zog sich in ein einsames Schloß zurück, das der Herzog freilich für sie in ein Feenschloß umgewandelt, sie ward die Geliebte meines Gemahls. Ich hatte ihm keine Vorwürfe zu machen, denn der Herzog hatte mich nicht aus Liebe geheirathet, es war nur eine von der Politik geschlossene Ehe, und er konnte nichts dafür, daß ich ihn liebte. Er achtete es nicht einmal, denn ich verbarg meinen Kummer und meine Thränen, und machte ihm niemals Vorwürfe. Wie konnte ich auch! Es war ja keine Untreue, die er beging, denn er hatte mit seinem Herzen mir niemals Treue gelobt. Er war sehr glücklich, denn er liebte die Gräfin La Verrue leidenschaftlich, und ich, ihre Nebenbuhlerin, ich sage Ihnen, sie war ein Engel und verdiente die Liebe jedes Mannes. Der Herzog brachte bei ihr jede Stunde zu, die seine Geschäfte ihm übrig

ließen. Bald schien es ihm unerträglich, daß er die Geliebte nicht immer um sich haben könne, daß er erst eine Stunde fahren müsse, um zu ihr hinaus in das Schloß zu kommen. Er forderte von ihrer Liebe ein zweites Opfer, er forderte, daß sie ihm hierher folge, daß sie den Muth habe, öffentlich sich zu ihrer Liebe zu bekennen, und kein Hehl zu machen aus ihrem Verhältniß mit ihm. Die Gräfin La Verrue brachte ihm auch dieses Opfer, denn sie liebte den Herzog wahrhaft, sie lebte nur für ihn. Sie bezog ein Haus in der Stadt, der Herzog begab sich öffentlich zu ihr, ganz Turin sah die herzogliche Equipage täglich stundenlang vor dem Hôtel der Gräfin halten, sah, wie der Herzog im offenen Wagen mit ihr spazieren fuhr, wußte, daß in dem Hause der Gräfin die eigentliche Hofhaltung des Herzogs war. Aber es gab doch einige Gallafeste, die unvermeidiich waren und in dem Residenzschloß gefeiert werden mußten. Ich wußte, daß sie dem Herzog unerträglich sein würden, wenn die Gräfin La Verrue nicht bei denselben gegenwärtig sei, und da ich nichts mehr zu verlieren hatte, wollte ich Etwas gewinnen: ein freudliches Lächeln, ein Dankeswort meines Gemahls. Ich begab mich also zu der Gräfin, ich forderte sie

selber auf, dem großen Hoffeste beizuwohnen, ich stellte sie unter meinen persönlichen Schutz, und als sie am Abend des Festes in den Saal eintrat, ging ich ihr fast bis an die Thür entgegen, und reichte ihr meine Hand dar.

Das war sehr edel, sehr hochherzig, rief Laura bewegt.

Die Herzogin lächelte. Ich will vor Ihnen nicht besser scheinen, als ich wirklich bin, sagte sie. Es war vielleicht von mir weniger edel und hochherzig, als klug und überlegt gehandelt. Ich wußte, daß selbst der stolzeste und freidenkendste Mann doch immer von den Vorurtheilen und der Meinung der Welt bei Weitem mehr abhängig ist, als wir Frauen, und daß kein Mann auf die Länge den Muth hat, dem bösen Leumund ruhig und tapfer die Stirn zu bieten. Von diesem Tage an bereitete sich eine Umwandlung in dem Gemüthe des Herzogs vor. Er fing an zu bemerken, daß die Menschen sich mir mit aufrichtiger Ergebenheit nahten, seiner Geliebten zuweilen mit Nachlässigkeit und Geringschätzung begegneten. Es verdroß ihn, daß er immer Opposition machen solle gegen die Welt, ihr immer sich gegenüberstellen mußte. Er fing an, ein unbehagliches Gefühl der Scham zu

haben, wenn seine Geliebte mit mir in Einem Salon, an Einem Tische sich befand, und er die große und entsetzliche Doppellüge, welche ihn umstrickt hielt, sein Wesen belasten fühlte. Er fand zuletzt, daß die Wahrheit doch auch ihre Bequemlichkeit und Annehmlichkeit habe, und daß die Legitimität eines Verhältnisses zugleich die einzige Bürgschaft und Berechtigung desselben in sich trage. Seine Liebe zu der Frau seines Herzens erstarb nach und nach, und es kam ein Tag, wo er es ihr zum Vorwurf machte, daß ihre Ehre nicht fleckenlos, ihr Ruf nicht unbescholten sei, wo er ihr zürnte, daß sie so schwach gewesen, seiner Liebe nachzugeben, und nicht für ihn und für sie den Muth gehabt habe, seiner Leidenschaft zu widerstehen. Die Gräfin erlag der Schwere und Grausamkeit dieses Vorwurfs und vielleicht der eigenen Reue, sie zog sich in ein Kloster zurück, und dort lebt sie noch jetzt ein Leben der Qual und der Buße. O, meine arme junge Frau, lassen Sie sich warnen von diesem traurigen Beispiel, hüten Sie sich vor dem Schicksal der Gräfin La Verrue!

Frau Herzogin, rief Laura mit glühenden Wangen und flammenden Blicken, Frau Herzogin, ich bitte Sie zu erwägen, daß dieses Beispiel nicht auf mich

paßt, und daß es mich beleidigt. Denn ich bin nicht die Maitresse des Prinzen von Savoyen, es haftet keine Schuld an uns, sondern wir tragen und dulden nur, was fremde Schuld an uns gesündigt hat. Wir sind Beide frei, Beide unabhängig, wir haben, indem wir uns ewige Liebe geschworen, gegen Niemand gefrevelt, Niemanden die Treue gebrochen. Es ist keine Frau neben Eugen, welche sagen könnte: „Du hast mir die Treue gebrochen", kein anderer Mann neben mir, der sagen könnte: „Du gehörst mir, Du bist mein!"

Frau Marchesa Strozzi, Sie vergessen Ihren Gemahl, rief die Herzogin.

Nein, ich vergesse ihn nicht, sagte Laura mit aufflammender Zornesröthe. Nein, ich vergesse niemals diesen furchtbaren Mann, der durch einen Betrug, durch Heimtücke und Hinterlist die Trauung mit mir erschlichen hat. Er wußte, daß es der Prinz Eugen war, den ich erwartete, um heimlich mich mit ihm zu vermählen, und er und seine Helfershelfer benutzten die Dunkelheit der Nacht, um mich zu betrügen, und mich glauben zu machen, es sei Eugen, der sich an meiner Seite befand. Ich, Frau Herzogin, ich habe vor dem Altar Gottes dem Prinzen Eugen von Savoyen mich

vermählt, ich habe Ihm mit Herz und Seele ewige Treue geschworen, und ich werde sie halten, so lange ich lebe, und nichts kann mich von ihm abwendig machen!

Aber ich wiederhole es Ihnen, mein Kind, Sie werden für ihre starke und hochherzige Liebe nur die Verachtung der Welt, die Schande als Lohn empfangen!

Nein, rief sie mit einem köstlichen Lächeln, ich werde das Glück meines Geliebten als Lohn meiner Liebe empfangen. Ich werde in seinen strahlenden Blicken mein Glück lesen. O, geben Sie es auf, Frau Herzogin, auf mich einwirken zu wollen. Ich habe ein störrisch eigenwillig Herz, das, wenn es sich einmal gegeben hat, nimmer wieder sich zurücknimmt, und das man eher brechen, als dem Geliebten entreißen kann. Das Urtheil der Welt schreckt mich nicht, denn ich habe keine Gemeinschaft mit ihr, ich habe mich losgelöst von der Welt, und ihre Schande und ihre Verachtung gleitet wie ein stumpfer Pfeil unbeachtet und ohne mich zu verwunden zu meinen Füßen nieder. Eugen ist meine Welt, und mit ihr lebe ich und sterbe ich!

Sie sind also nicht zu retten, Marchesa, seufzte

die Herzogin. Sie stehen an dem Rande eines Abgrundes, Sie wissen es, man hat Sie gewarnt, und Sie wollen dennoch vorwärts schreiten. Sie werden hinunterstürzen, armes Kind, und wenn Sie mit blutender Brust und zerschellten Gliedern da unten liegen, und Niemand Sie beklagt, Niemand Mitleid mit Ihnen hat, dann werden Sie bereuen, dann werden Sie sich selber bejammern, wie ich Sie heute bejammere, aber dann wird es zu spät sein.

Nein, Herzogin, und läge ich mit zerschellten Gliedern und blutender Brust in dem Abgrund, und nichts als das Hohngelächter der Welt dränge zu mir, so würde ich nichts bereuen, nichts bejammern, so würde ich singen und jauchzen: ich habe gelebt in Liebe, ich sterbe um der Liebe willen! Gelobt sei Gott und mein Eugen!

Ich sehe wohl, es ist vergeblich, Sie wollen nicht hören, seufzte die Herzogin, indem sie aufstand. Ich habe gethan, wozu mein Herz und meine Pflicht mich drängte. Jetzt bleibt mir nichts mehr übrig, als Sie zu beklagen. Leben Sie wohl, Marchesa, und ich wünsche aufrichtig, daß es Ihnen gut gehen möge, und daß Ihr Heroismus belohnt werde, aber — ich fürchte, es ist nicht so! Leben Sie wohl!

Laura begleitete die Herzogin lächelnd und freundlich bis an die Thür ihres Vorgemaches, dann kehrte sie ruhig in ihr Zimmer zurück und nahm wieder vor dem Stickrahmen Platz, an welchem Sie bei dem Eintreten der Herzogin beschäftigt gewesen, und an welchem sie eine Standarte für das Regiment ihres Eugen stickte. Ihr Antlitz war heiter und lieblich, und kein Schatten lagerte auf ihrer Stirn, nicht einen Moment war der strahlende Glanz ihres Auges getrübt worden. Aber jetzt leuchtete es höher auf, jetzt flog es wie flammende Morgenröthe über ihre Wangen hin, und ein strahlendes Lächeln verklärte ihr Gesicht. Sie hatte da außen den Ton einer geliebten Stimme, sie hatte Schritte gehört, welche sich der Thür näherten. Sie sprang empor und flog durch das Gemach nach der Thür hin, und jetzt öffnete sich diese Thür, Eugen trat ein, umfaßte sie mit seinen beiden Armen, und drückte sie fest, fest an sein Herz. Sie lehnte ihr Haupt an seine Brust, und er drückte sanft und innig einen Kuß auf ihr schwarzes glänzendes Haar.

Meine Geliebte, mein weißer Schwan, habe ich Dich wieder, flüsterte er leise, bist Du wieder eingefangen in meinen Armen!

Sie schaute zu ihm auf und nickte ihm mit den Augenlidern die Antwort zu, und sprach nicht, und sagte doch Alles mit ihren Augen, mit diesen großen schwarzen Augen, die mit beseligtem Ausdruck auf ihm ruhten.

Die Herzogin war hier? fragte Eugen nach einer Pause.

Ja, die Herzogin war hier, erwiderte Laura. Sie wollte mich bereden, um der Welt willen mich von Dir zu trennen.

Der Herzog hat bei mir dasselbe versucht, sagte Eugen.

Ein Lächeln flog über sein Angesicht hin, ein Lächeln stand auf ihren rosigen Lippen, und mit diesem Lächeln schaueten sie sich an, selig, glückbewußt. Sie machten einander keine Betheuerungen, sie wiederholten sich nicht, was sie dem herzoglichen Paar geantwortet auf ihre Vorstellungen und Warnungen; sie hatten das Alles gar nicht nöthig, sie wußten es auch ohne Worte, denn sie wußten sich und ihre Liebe.

Ein leises Kratzen an der Thür unterbrach sie in ihrem stillen Zwiegespräch. Es war Conrad, welcher eintrat und dem Prinzen meldete, daß so eben zwei

Couriere mit Depeschen angelangt seien, der Eine aus Deutschland, der Andere aus Rom.

Gieb her die Depeschen, sagte Eugen, vorausgesetzt, daß die Frau Marchesa es mir erlauben will, sie hier zu lesen.

Sie nahm statt aller Antwort die Papiere, welche Conrad auf einem goldenen Teller präsentirte, und reichte sie selber dem Prinzen dar.

Eine Depesche aus Rom, murmelte Eugen, während Conrad leise wieder hinausschlich.

Komm, mein Eugen, sagte Laura, setze Dich hier auf den Divan, und lies Deine Depeschen.

Sie nahm seine Hand und führte ihn nach dem Divan hin, der neben ihrem Stickrahmen stand.

Nein, setze Du Dich dorthin, Geliebte, rief er, sie sanft in den Divan niederdrückend, und mich laß hier auf dem kleinen Tabouret sitzen. Zu Deinen Füßen will ich diese Depesche aus Rom lesen.

Er hatte schon sich niedergekauert auf dem niedrigen Polster, und entfaltete mit hastigen ungeduldigen Händen das Papier. Laura schauete zu ihm nieder mit seligen Blicken, ihre Hand ruhte auf seinem Haupt und streichelte sanft sein glänzendes braunes Haar, während ihr Auge auf seinem Antlitz haftete und mit

liebevoller Zärtlichkeit jeden Zug desselben beobachtete. Plötzlich sah sie eine Wolke über dasselbe hingleiten, und seine Stirn verfinstern. Sein Auge hob sich von dem Papier und schaute sie an mit einem langen seltsamen Blick. Sie neigte sich zu ihm nieder und drückte einen Kuß auf seine finstere Stirn.

Was giebt es, mein Eugen? Warum schauest Du plötzlich so finster drein?

Weil mich dieses Schreiben hier um eine stolze Hoffnung bringt, Geliebte. Mein Gott, ich hatte mich in so schöne Träume eingewiegt, ich glaubte endlich, wir hätten das Schicksal besiegt und wären eingelaufen in den Hafen des Glückes und des Friedens.

Und Du findest jetzt, daß dem nicht so ist? fragte sie. Beklagst Dich über getäuschte Hoffnungen, während wir doch bei einander sind? Was haben denn Deine politischen Depeschen mit uns und unserem Glücke zu thun?

Dies hier ist keine politische Depesche, sagte Eugen. Es ist die Antwort auf einen Brief, den ich nach Rom an den Papst Innocenz gesandt habe. Willst Du ihn lesen, Geliebte?

Sie nahm mit verwunderten Mienen das Papier, welches Eugen ihr darreichte, und heftete ihre Augen

auf die Zeilen, welche mit großen harten Schriftzügen auf dem Papier standen.

Verstehe kein Latein, sagte sie dann mit einem lieblichen Lächeln. Mußt schon die Güte haben, mir zu übersetzen, was da geschrieben steht.

So höre, Laura. Das Schreiben lautet folgendermaßen: „Das Sacrament der Ehe ist heilig und unverletzbar. Wehe über Diejenigen, welche dasselbe antasten wollen mit sündigen Händen! Wehe über Diejenigen, welche deuteln wollen an dem Werke Gottes und an den Satzungen der Kirche. Dreifach Wehe über Diejenigen, welche nicht blos das Sacrament der Ehe verletzt haben, sondern es auch verleugnen wollen in ihres Herzens sündiger Verstocktheit! Die Ehe der Marchesa Bonaletta mit dem Marchese Strozzi ist rechtsgültig geschlossen, und von einem rechtgläubigen Priester unserer Kirche eingesegnet worden! Wir haben dafür sowohl das Zeugniß des Priesters, als wie des Vaters und des Gemahls der Marchesa Strozzi. Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden! Wir lehnen also die ungebührliche Forderung des Prinzen Eugenio von Savoyen mißbilligend ab. Wir gebieten ihm, in sich zu gehen, und mit reuiger Buße Gott

und die heilige Kirche zu versöhnen, damit nicht der Stellvertreter Christi sich gezwungen sieht, mit Strenge und Zorn einzuschreiten gegen den welcher das Wort Gottes verleugnet und sich darstellt als ein Feind der Kirche."

Als Eugen dieses strenge gebieterische Schreiben des Papstes beendet hatte, faltete er das Papier zusammen und legte es schweigend zu Laura's Füßen nieder.

Du hattest Dich an den Papst nach Rom gewandt? fragte sie. Du wolltest meine Scheidung von Strozzi erwirken?

Ja, Geliebte. Ich wollte die schöne, die stolze, die vielgeliebte Laura Bonaletta bitten, öffentlich vor aller Welt zu dem kleinen, häßlichen, unbedeutenden Prinzen von Savoyen sich zu bekennen, und seine Gemahlin zu werden.

Sie strich ihm mit der weißen Hand das Haar von der Stirn fort, und schaute ihm lange und tief in die Augen. Wie gut Du bist, flüsterte sie leise und lächelnd. Wolltest die arme unbedeutende Laura Bonaletta erheben zu der höchsten Ehrenstelle, wolltest ihr den Namen des Helden geben, dessen Ruhm bald alle Welt durchtönen wird, und vor dessen Größe

und Hoheit sich selbst seine Feinde und Neider werden in den Staub beugen müssen. O, es wäre wohl ein schönes Glück für mich gewesen, diesen edlen geliebten Namen zu tragen, und ich berg' Dir's nicht, ich wäre stolz darauf gewesen, mich vor aller Welt umstrahlt zu sehen von dem Glanze Deines Namens und Deines Ruhmes. Ich berg' Dir's auch nicht, es wäre wohl eine Genugthuung gewesen für uns Beide, und ich hätte es gern den Feinden meines Eugen bewiesen, daß wir nicht aus Trotz und Hochmuth uns aufgelehnt gegen die Welt und ihre Satzungen, sondern daß wir ja nur nicht anders konnten und uns opponiren mußten, weil es so unser Schicksal forderte, und weil es ein Gesetz giebt, das höher steht, als alle menschlichen Satzungen, das Gesetz der innern Nothwendigkeit, das Gesetz der ewigen Liebe. Es war nicht unsere Schuld, daß diese nicht im Einklang stand mit den Forderungen der Welt und den Gesetzen, welche die Menschen sich geschaffen, und wir durften nicht büßen sollen, was fremde Schuld an uns gesündigt hat. Mögen sie uns also immerhin schmähen und ihren Bannstrahl gegen uns schleudern. Wir werden nicht davon zerschmettert werden, denn unser Bewußtsein klagt uns nicht an. Es giebt nur

Eine Sünde, welche nie verziehen wird, die Sünde gegen den heiligen Geist! Eine solche Sünde aber wär's, mein Herzgeliebter, wenn wir uns trennen wollten aus Menschenfurcht, und von einander lassen könnten, weil wir zurückscheueten vor bösem Leumund, und nicht den Muth hätten, um unserer Liebe willen zu tragen, was getragen werden muß: Geringschätzung und Hohn der Menschen. Wir haben diesen Muth. Der heilige Geist der Liebe hat uns erhoben über kleinlich irdisches Bedenken, und treu und fest haben wir unsere Hände in einander gelegt zu ewigem Bunde.

Ja, zu ewigem Bunde, rief Eugen, indem er mit seinen beiden Händen die Hände der Geliebten fest umschloß und zu ihr aufschauete mit leuchtenden Augen. Unsere Seelen haben sich vermählt, unsere Herzen haben den heiligen Schwur ewiger Treue gesprochen. Ein Sacrilegium wär's, wollten wir ihm ungetreu werden! Möge also die Welt uns schmähen, möge der Papst zu Rom seinen Bannstrahl gegen uns schleudern, uns soll's nicht kümmern. Wir leben in einer höhern Welt, und die wollen wir uns erhalten in uns und um uns! Komm in meine Arme, Du Geliebte meiner Seele, Du Weib meines Her-

zens! Segen über Dich, Du meines Lebens einziger Stern!

Er schlang seine Arme um ihre Gestalt und drückte sie fest an seine Brust. Sie lehnte ihr Haupt selig an seine Schulter, und die großen leuchtenden Augen schaueten zu ihm auf mit einem Glanz unendlicher Liebe.

Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden, flüsterte sie. So steht's ja in dem Schreiben des Papstes, all' seine zürnenden Worte und Phrasen habe ich vergessen um dieses einen Satzes willen: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden". Uns, mein Eugen, uns hat Gott zusammengefügt, vor ihm haben wir uns ewige Treue gelobt, vor ihm werden wir wandeln in Liebe und Freudigkeit, in Treue und Standhaftigkeit bis an's Ende.

O, sprich nicht vom Ende, sagte er hastig, und es war ihm plötzlich, als ob ein eisiger Hauch über sein Herz hinwehete, sprich nicht vom Ende, denn nur daran zu denken, macht mich traurig. Für uns giebt es kein Ende und kein Erlöschen! Unsere Liebe wird ewig jung, ewig freudig, ewig tapfer bleiben. Wir

tragen das ewige Leben in uns, und der Tod kann uns nichts anhaben.

Und doch wär's schön, so in dem ersten strahlenden Morgenroth des Lebens dahin zu gehen, murmelte sie leise, doch wär's ein herrlich Loos, in voller Kraft des Daseins, noch nicht gebeugt vom Alter, noch nicht gebeugt vom Sturm der Vergänglichkeit aus Deinem Arme emporzuschweben in den Himmel, aus dem Himmel in den Himmel. Wenn ich mir etwas wünschen dürfte, so wär's, daß ich dahin gehen könnte, während Deine Liebe noch wie eine Sonne über mir strahlt, während noch der ganze Jugendhauch der Poesie uns wie mit einem Sternenmantel umgiebt, und der göttliche Thau des aufgehenden Tages noch auf unserer Stirn glänzt. Aber nein, rief sie laut und heftig, nein, ich will nicht sterben, will nicht von Dir gehen. Mein Gott, ich liebe Dich so tief und stark, daß ich, um Dir einen Schmerz zu ersparen, sogar Gott bitten könnte, daß er Dich vor mir zu sich riefe, daß ich allein zurückbliebe. Es würde doch kein langes Alleinsein werden, denn der Gram und die Sehnsucht würde mich, Gott sei Dank, bald tödten, und ich würde Dir nachfolgen. Aber wir wollen nicht mehr vom Sterben und Verlieren sprechen! Was kümmert

uns der Tod, was haben wir zu schaffen mit ihm? Das Leben umrauscht uns mit aller seiner Poesie und Wonne, und jede Stunde ist eine Ewigkeit des Glücks! Vergiß meine traurigen Worte, Herzgeliebter, und laß uns von anderen Dingen sprechen! Sieh, da ist noch die zweite Depesche. Die Depesche aus Deutschland! Die sollst Du lesen, an der soll sich Dein Herz wieder stärken.

Oder entnüchtern vielmehr, sagte er, indem er lächelnd die Depesche nahm und sie entfaltete. Aber er hatte kaum einige Zeilen gelesen, als das Lächeln auf seinem Antlitz erstarb und seine Wangen erbleichten. Seufzend, hochathmend las er weiter, und seine Hände zitterten so heftig, daß das Papier, welches sie hielten, knarrte und ächzte.

Was giebt's, mein Eugen? fragte Laura, sich zärtlich zu ihm neigend. Was für eine schlimme Botschaft enthält das Schreiben?

O Laura, seufzte er, Dein ahnend Herz empfand die Nähe des Todes, und Deine traurigen Worte sollten mich vorbereiten auf sein Erscheinen. Herzog Carl von Lothringen ist todt.

Dein Freund, Dein Lehrer, von dem Du mir so oft erzählt? fragte Laura. Derselbe, der damals vor

Belgrad so großmüthig dem Oberbefehl entsagte, und vor seinem Gegner, seinem Nebenbuhler sich zurückzog?

Derselbe große und großmüthige Mann, erwiderte Eugen traurig. Carl von Lothringen ist todt! O, mein Gott, den hast Du uns zu früh entrissen! Aber nicht Du hast das gethan! Er ist gestorben an der Bosheit, dem Haß und Neid seiner Feinde. Sie haben sein Herz gebrochen, sie haben die Schwingen seiner Seele gelähmt, daß er nicht mehr mit kühnem Flug sich emporheben konnte, sondern wie ein flügellahmer Adler mühsam am Boden dahin kroch. Nicht einmal der Ehrentod auf dem Schlachtfelde ist dem größten Feldherrn seines Jahrhunderts zu Theil geworden, auf dem elenden Krankenbett, in Stille und Abgeschiedenheit ist der große Mann gestorben.*) Seine Generäle haben nicht an seinem Lager gestanden, keine Armee war da, ihn zu beweinen, und doch verdient er es, daß jeder Soldat um ihn weine, als um ein leuchtendes Vorbild, um einen liebenden Vater. Aber wenn sie auch nicht bei ihm waren, die Armeen, welche er so oft zu glänzenden Siegen geführt, beweinen werden sie ihn dennoch, denn sie

*) Herzog Carl von Lothringen starb auf der Reise von Innsbruck nach Wien in dem kleinen Orte Wels am 18. April 1690.

liebten ihren großen Feldherrn Carl von Lothringen. Ich würde einer der glücklichsten Menschen sein, wenn ich einst nur einen Theil jener großen Liebe erhielte, mit welcher die Heere an ihm hingen, oder wenn ich nur in Einer seiner Heldenthaten ihm nahe käme, nur Eine jener Lorbeern erränge, mit welchen sein theures Haupt ganz um wunden war.*)

Du wirst größer sein als Er, rief Laura mit prophetischer Stimme und leuchtendem Angesicht. Unsterbliche Lorbeern werden Dein Haupt umkränzen, und noch nach Jahrhunderten wird man Dich preisen als den größten Helden und den edelsten Ritter.

Eugen schüttelte traurig sein Haupt und leise flüsterten seine Lippen das Wort des Homer: „Gleich den Blättern im Winde vergeh'n die Geschlechter der Menschen. Blätter verwehet zur Erde der Wind, und also mähet der Tod die edelsten Häupter der Helden."

Darf man eintreten? fragte eine laute fröhliche Stimme hinter ihnen. Als Beide erschreckt sich umblickten, sahen sie da in der offenen Thür des Vorzimmers die hohe ritterliche Gestalt des Churfürsten Max Emanuel von Baiern, und hinter ihm das erschreckte ängstliche Gesicht Conrads, der mit gefalte-

*) Die eigenen Worte des Prinzen Eugen. Siehe Zimmermann: Prinz Eugen. S. 79.

nen Händen und hochgezogenen Schultern mit flehender Geberde zu seinem Herrn hinüberschauete.

Vor allen Dingen bitte ich, dem treuen Conrad keine Vorwürfe zu machen, rief der Churfürst lachend, denn ich muß ihm das Zeugniß geben, das er mit heldenmüthiger Unverschämtheit gelogen und hartnäckig seinen Herrn verleugnet hat. Aber ich überraschte einen angstvollen Blick, den er nach dieser Thür hin warf, und da schob ich den getreuen Petrus zurück und öffnete mir selbst die Thür zum Paradiese. Gehen Sie, Petrus, Sie haben Ihren Herrn drei Mal verleugnet, aber es soll Ihnen vergeben werden, denn der Hahn hat nicht gekräht.

Gehen Sie, Conrad, sagte Eugen, indem er dem Churfürsten seine Hand darreichte. Max Emanuel schritt an ihm vorüber nach der Marchesa Strozzi hin, und mit ernstem Gesicht und ehrerbietiger Miene kniete er vor ihr nieder.

Madonna, sagte er feierlich, Madonna, ich beuge vor Dir meine Knie und bete Dich an in Demuth und Verehrung. Ein unwürdiger Staubgeborener, ein sündiger Mensch, wie ich bin, habe ich doch wenigstens die Erkenntniß des Erhabenen und Schönen, und ich neige mich in Ehrfurcht vor Deiner Unschuld,

Reinheit und Tugend, Du heilige Madonna meines großen und theuren Freundes Eugen. Unwürdig wie ich bin, flehe ich doch zu Dir, Du mögest gnadenvoll Dich zu mir neigen und mir Deine Hand darreichen, damit ich meine Lippen auf dieselben drücken und mich von ihrer Berührung entsündigen lasse.

Laura reichte ihm mit einem holden Lächeln die Hand dar. Stehen Sie auf, Hoheit, sagte sie, und schmähen Sie nicht sich selber, indem Sie sich einen Unwürdigen nennen. Die Welt kennt Sie als einen Helden, der Prinz von Savoyen nennt Sie seinen Freund.

Und um seinetwillen verzeihen Sie mir, daß ich hier eingedrungen bin, nicht wahr? fragte der Churfürst. Vergeben Sie es mir, aber ich schmachtete nach Ihrem Anblick. Ich hatte bis jetzt nur in Eugens Augen gelesen, wie schön und edel und liebenswerth Sie sein müßten, nun wollte ich endlich auch mit eigenen Augen sehen. O, ich sehe jetzt, wie hochbeglückt der Prinz von Savoyen sich nennen darf, aber ich darf's auch Ihnen sagen: hochbeglückt und selig ist das Weib, das so geliebt wird, wie Eugen Sie liebt. Hätten Sie den Blick gesehen, mit welchem vor der Schlacht bei Belgrad der Prinz zum ersten Male mir Ihren Namen nannte, hätten Sie den Ton

gehört, mit welchem er mir sagte: „wenn ich falle, so sagen Sie meiner Laura, daß ich auf Erden nichts geliebt, als sie allein," ja, Madonna, hätten Sie ihn in jenem Momente gesehen, so wäre das die köstlichste Belohnung gewesen für Alles, was Sie je gelitten haben.

Sie sehen, Hoheit, ich bin belohnt, sagte Laura, indem sie mit einem liebevollen Blick Eugen ihre Hand darreichte. Er drückte sie an seine Lippen und schaute sie an mit einem strahlenden Glanz in seinem Angesicht.

Ich wäre gestorben ohne sie, rief er dann, dem Churfürsten zugewandt. Sie hat sich für mich geopfert, um mich zu retten vom Tode. Glauben Sie mir, Freund, wir dürfen vor der Marchesa Bonaletta nicht prahlen mit unserm Heldenmuth, denn größere Heldenthaten hat sie vollführt, wie je ein Soldat in der Schlacht.

Ich weiß davon, sagte Victor Emanuel. Eine Dame, welche die Marchesa sehr liebt, hat mir davon erzählt, und wir Beide haben gejauchzt vor Freude über Ihre glückliche Rettung.

Sie sprechen von Lucretia Colonna, rief Laura lebhaft, wie geht es meiner großmüthigen Freundin?

Wie's uns andern Sterblichen eben geht, sagte der Churfürst lächelnd. Wir haben unsere Freuden und unsere Leiden, wir hassen morgen, was wir heute

lieben, und wenn wir glauben, recht aus Herzensgrunde zu hassen, dann fühlen wir auf Einmal, daß der Haß doch auch nur Liebe war. Ach, Ihr Beide könnt nichts davon verstehen, denn Ihr gehört nicht zu den Kindern dieser Welt, und die Kleinlichkeit und Trivialität des Lebens hat nichts gemein mit Euch. Der Himmel hat Euch Beide für einander geschaffen, denn Ihr tragt Beide das Ideal der Liebe in Euch, und Euer Leben ist die Verwirklichung desselben. Gott segne Euch Beide dafür, und lasse es Euch wohl gehen, Denen zum Trost und zur Erhebung, die nicht sein können wie Ihr, aber doch verehren und preisen, was sie selber mit ihrem irdischen Sinne nicht erreichen können. Eugen, ich komme zu Ihnen, um den Freund, den Rathgeber, den Feldherrn an meine Seite zu stellen. Wir brechen auf, nicht wahr?

Ja, wir brechen auf, rief Eugen. Catinat ist da mit seinen französischen Heeren, und ich muß meinen Schwur erfullen, ich muß nach Frankreich zurückkehren, mit dem Schwerte in der Hand, als Sieger. O, Freund, Dank Ihnen, daß Sie eben kamen, Ihr Anblick tröstet mich über den Hingang eines großen Helden, denn er erinnert mich daran, daß Sie sein Nachfolger sein werden.

Nicht Ich, Sie werden's sein, Eugen. Carl von

Lothringen ist todt, aber Eugen von Savoyen lebt, und wird uns Alle überleben. Doch meinen Antheil an den Lorbeeren dieses Feldzuges mußt Du mir schon gönnen, Freund, und ein bischen Ruhm muß auch für mich noch übrig bleiben.

Das Feld der Ehren ist groß, und Raum darauf für uns Beide, rief Eugen begeistert. Ich lechze nach Thaten, wie der Hirsch nach Wasser, ich sehne mich nach Schlachten, denn jetzt, da ich fühle, wie himmlisch schön das Leben ist, jetzt weiß ich auch, wie göttlich schön das Sterben sein muß im Schlachtenjubel und im Siegesjauchzen. Auf, mein Feldherr Max Emanuel, auf zu Thaten und zu Schlachten. So wie vor Belgrad ziehen wir Hand in Hand und Seit' an Seit' dem Kampf entgegen.

Nur daß Dein Schlachtruf ein anderer geworden, rief der Churfürst. Damals war unser Aller Losungswort „Emanuel", jetzt ruft Eugen von Savoyen einen andern Namen, wenn er zur Schlacht zieht.

Ja, Freund, Sie haben Recht. Nur Ein Name wohnt in meinem Herzen und auf meinen Lippen. Ich kenne nur Einen Gott und Eine Liebe. Mein Schlachtruf ist: Laura Bonaletta!

Ende des dritten Bandes.

Inhalt.

Mühlbach, Luise,

Prinz Eugen und seine Zeit historischer Roman

Bd.: 2,3

Berlin 1864